79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 80. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Inhalt: „Stechlin". Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — „Gute Mär", Gedicht von Ernst Moellenbach. — „Die Hungersteine". Roman von Gertrud Franke-Schieweldein (Fortsetzung). — Weihnachten am Gardasee, von Johannes Richard zur Megede. I. — Das Bismarck-Denkmal in Kiel und sein Schöpfer, von A. Römer. — Moderne Lyrik, fünf Gedichte. — Der Karpfen, von Robert Pohl. — Bernhard Pollini †. — Das Armband der deutschen Kaiserin. — Weihnachts-Telephon. — Rätsel. — Notizblätter. — Litteratur. — Briefmappe.

Abbildungen: Die Weihnachtsgans, nach dem Gemälde von A. J. Elsley. — „Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen", nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach. — Das Bismarck-Denkmal in Kiel, entworfen von Harro Magnussen. — Bildhauer Harro Magnussen in seinem Atelier. — Weihnachtsmette, nach dem Gemälde von Hans Poltmer. — Weihnachten am Gardasee, acht Abbildungen nach Aquarellen von Wilhelm Hoffmann. — Bernhard Pollini. — Das Armband der deutschen Kaiserin. — Aus Zeit und Leben: Weihnachts-Telephon, zwei Abbildungen.

Stechlin.

Roman

von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Woldemar wollte sich entschuldigen.

„Nur keine Entschuldigungen. Und am wenigsten über das. Alles ist heutzutage so nüchtern, daß ich immer froh bin, mal einer Aufregung zu begegnen; Aufregung kleidet besser als Indifferenz, und jedenfalls ist sie interessanter. Was meinst du dazu, Melusine?"

„Papa schraubt mich. Ich werde mich aber hüten, zu antworten."

„Und so denn wieder zur Sache. Ja, lieber Stechlin, was thun, was sehn? Oder wie Sie ganz richtig bemerken, was nicht sehn? Ueberall etwas sehr Schwieriges. In Italien vertrödelt man die Zeit mit Bildern, in England mit Hinrichtungsblöcken. Sie haben drüben ganze Kollektionen davon. Also möglichst wenig Historisches. Und dann natürlich keine Kirchen, immer mit Ausnahme von Westminster. Ich glaube, was man so mit billiger Wendung ‚Land und Leute' nennt, das ist und bleibt das Beste. Die Themse hinauf und hinunter, Richmond-Hill (auch jetzt noch, trotzdem wir schon November haben) und Werbekneipen und Dudelsackspfeifer. Und wenn Sie bei Passierung eines stillen Squares einem sogenannten ‚Straßenraffael' begegnen, dann stehen bleiben und zusehn, was das sonderbare Genie mit seiner linken und oft verkrüppelten Hand auf die breiten Straßensteine hinmalt. Denn diese Straßenraffaels haben immer nur eine linke Hand."

„Und was malt er?"

Die Weihnachtsgans. Nach dem Gemälde von A. J. Elsley.

„Was? Das wechselt. Er ist im stande und zaubert Ihnen in zehn Minuten eine richtige Sixtina aufs Trottoir. Aber in der Regel ist er mehr Ruysdael oder Hobbema. Landschaften sind seine Force; dazu Seestücke. Die Klippe von Dover hab' ich wohl zwanzigmal gesehn und über das Meer hin den zitternden Mondstrahl. Da haben Sie schon was zur Auswahl. Und nun fragen Sie Melusine. Die hat von London und Umgegend viel mehr gesehn als ich und weiß, glaub' ich, in Hampton-Court und Waltham-Abbey besser Bescheid als an der Oberspree, natürlich das Eierhäuschen ausgenommen. Und wenn Melusine versagen sollte, nun, so haben wir ja noch unsre Tochter Cordelia. Cordelia war damals freilich erst sechs oder doch nicht viel mehr. Aber Kindermund thut Wahrheit kund. Armgard, wie wär' es, wenn du dich unsers Freundes annähmest."

„Ich weiß nicht, Papa, ob Herr von Stechlin damit einverstanden ist oder auch nur sein kann. Vielleicht ging' es, wenn du nur nicht von meinen sechs Jahren gesprochen hättest. Aber so. Mit sechs Jahren hat man eben nichts erlebt, was, in den Augen andrer, des Erzählens wert wäre."

„Comtesse, gestatten Sie mir . . . die Dinge an sich sind gleichgültig. Alles Erlebte wird erst was durch den, der es erlebt."

„Ei," sagte Melusine. „So bin ich zum Erzählen noch mein Lebtag nicht aufgefordert worden. Nun wirst du sprechen müssen, Armgard."

„Und ich will auch, selbst auf die Gefahr hin einer Niederlage."

„Keine Vorreden, Armgard. Am wenigsten, wenn sie wie Selbstlob klingen."

„Also wir hatten damals eine alte Person im Hause, die schon bei Melusine Kindermuhme gewesen war, und hieß Susan. Ich liebte sie sehr, denn sie hatte wie die meisten Irischen etwas ungemein Heiteres und Gütiges. Ich ging viel mit ihr im Hydepark spazieren, wohnten wir doch in der an seiner Nordseite sich hinziehenden großen Straße. Hydepark erschien mir immer sehr schön. Aber weil es tagaus tagein dasselbe war, wollt' ich doch gern einmal was andres sehn, worauf Susan auch gleich einging, trotzdem es ihr eigentlich verboten war. ‚Ei freilich, Comtesse', sagte sie, ‚da wollen wir nach Martins le Grand.' ‚Was ist das?' fragte ich; aber statt aller Antwort gab sie mir nur ein kleines Mäntelchen um, denn es war schon Spätherbst, so etwa wie jetzt, und dunkelte auch schon. Aus dem, was dann kam, muß ich annehmen, daß es um die fünfte Stunde war. Und so brachen wir denn auf, unsre Straße hinunter, und weil an dem Parkgitter entlang lauter große Röhren gelegt waren, um hier neu zu kanalisieren, so sprang ich auf die Röhren hinauf, und Susan hielt mich an meinem linken Zeigefinger. So gingen wir, ich immer auf den Röhren oben, bis wir an eine Stelle kamen, wo der Park aufhörte. Hier war gerad' ein Droschkenstand, und Hafer und Häcksel lagen umher und zahllose Sperlinge dazwischen. In der Mitte von dem allem aber stand ein eiserner Brunnen. Auf den wies Susan hin und sagte: ‚Look at it, dear Armgard. There stood Tyburn-Gallows.' Und wer so viel gestohlen hatte, wie gerad' ein Strick kostete, der wurde da gehängt."

„Eine merkwürdige Kindermuhme," sagte Stechlin. „Und erschraken Sie nicht, Comtesse?"

„Nein, von Erschrecken, so lange Susan bei mir war, war keine Rede. Sie hätte mich gegen eine Welt verteidigt."

„Das söhnt wieder aus."

„Und kurz und gut, wir blieben auf unserm Weg und stiegen alsbald in ein zweirädriges Cab, aus dem heraus wir sehr gut sehen konnten, und jagten die Oxfordstraße hinunter in die City hinein, in ein immer dichter werdendes Straßengewirr, drin ich nie vorher gekommen war und auch nachher nicht wieder gekommen bin. Bloß vor zwei Jahren, als wir auf Besuch drüben waren und ich den alten Plätzen wieder nachging."

„Ich glaube," sagte Melusine, „daß du bei diesem zweiten Besuch eine gute Anleihe machst. Denn von dem mit Susan Gesehenen wirst du nicht mehr viel zur Verfügung haben."

„Doch, doch. Und nun hielt unser Hansom-Cab vor einem großen Hause, das halb wie ein Palast und halb wie ein griechischer Tempel aussah, und unter dessen Säulengang hinweg wir in eine große, mit vielen hundert Menschen erfüllte Halle traten. Ueber ihren Köpfen aber lag es wie ein Strom von Licht, und ganz nach hinten zu, wo die Lichtmasse sich zu verdichten schien, standen auf einem Podium zwei in rote Röcke gekleidete Bedienstete mit ein paar großen Behältern links und rechts neben sich, die wie Futterkisten mit weit aufgeklapptem Deckel aussahen."

„Und nun laß Stechlin raten, was es war."

„Er braucht es nicht zu raten," fuhr Armgard fort, „er weiß es natürlich schon. Aber er muß trotzdem aushalten. Denn er hat es selber so gewollt. Also Podium und Rotröcke samt aufgeklappter Kiste links und rechts. Und die hell erleuchtete Uhr darüber zeigte, daß es nur noch eine Minute bis sechs war. An ein sich Herandrängen war nicht zu denken, und so flogen denn die Brief- und Zeitungspakete, die noch mit den letzten Postzügen fort sollten, in weitem Bogen über die Köpfe der in Front Stehenden weg, was aber dabei statt in die Behälter bloß auf das Podium fiel, das wurde von den Rotröcken mit einer geschickten Fußbewegung in die Futterkisten hineingeharkt. Und nun setzte der Uhrzeiger ein, und das Fliegen der Pakete steigerte sich, bis genau mit dem sechsten Schlag auch der Deckel jeder der beiden Kisten zuschlug."

„Reizend, Comtesse. Natürlich seh' ich mir das an, und wenn ich ein Rendezvous mit der Königin darüber versäumen müßte."

„Nichts Antimonarchisches," lachte der alte Graf. „Und so kommen Susans Unthaten schließlich noch ans Licht."

„Und meine eignen dazu. Glücklicherweise durch mich selbst."

Das Gespräch setzte sich noch eine Weile fort, und allerlei Schilderungen aus dem Klein- und Alltagsleben behielten dabei die Oberhand. Ein paarmal, weil er wohl sah, daß Woldemar gern auch andres zu hören wünschte, versuchte der alte Graf das Thema zu wechseln, aber beide Damen blieben bei „shopping" und „five o'clock tea", bis Melusine, der Woldemars Ungeduld ebenfalls nicht entgangen war, mit einem Male fragte: „Haben Sie je von Traitors-Gate gehört?"

„Nein," sagte Woldemar. „Ich kann es mir aber übersetzen und meine Schlüsse daraus ziehn."

„Das reicht aus. Also natürlich Tower. Nun sehn Sie, Traitors-Gate, das war meine Domäne, wenn Besuch aus Deutschland kam und ich wohl oder übel den Führer machen mußte. Vieles im Tower langweilte mich, aber Traitors-Gate nie, vielleicht deshalb nicht, weil es ziemlich zu Anfang liegt, so daß ich, wenn wir's erreichten, immer noch bei Frische war, nicht abgestumpft durch all die Schrecklichkeiten, die dann weiterhin folgen."

„Also Traitors-Gate muß ich sehn?"

„Unbedingt. Aber freilich, wenn ich dann wieder erwäge, daß an dieser berühmten Stelle nichts unmittelbar Wirkungsvolles zu sehn ist, so muß ich mich dabei auf Ihre Phantasie verlassen können. Und ob das geht, weiß ich nicht. Wer aus der Mark ist, hat meist keine Phantasie."

Der alte Graf und Armgard schwiegen, und auch Melusine sah wohl, daß sie mit ihrer Bemerkung etwas zu weit gegangen war. Irgend eine Reparierung war also geboten. „Ich will's aber — Phantasie oder Nicht-Phantasie — doch mit Ihnen wagen," nahm sie das Gespräch wieder auf und lachte. „Traitors-Gate. Nun sehen Sie, Sie kommen da vom Eingange her einen schmalen Gang entlang, und mit einem Male haben Sie statt der grauen Steinwand ein eisenbeschlagenes Holzthor neben sich. Hinter diesem Thor aber befindet sich ein kleiner, ganz unten in der Tiefe gelegener Wasserhof, von dem aus eine mehrstufige Treppe steil heraufführt und oben an eben der Stelle mündet, wo Sie stehn. Und nun rechnen Sie dreihundert Jahre zurück. Wenn sich die Pforte damals aufthat, um sich hinter ihm wieder zu schließen, der hatte vom Leben Abschied genommen . . . Es sind, verzeihen Sie das Wort, glibbrige Stufen, die da hinaufführen (denn die Flut steigt und fällt an dieser Stelle beständig), — und wer alles stieg da hinauf! Essex, Sir Walter Raleigh, Thomas Morus und zuletzt noch jene Clanhäuptlinge, die für Prince Charlie gefochten hatten und deren Köpfe dann, um wenige Tage später, von Temple-Bar herab, auf die City niedersahen."

„Liegt, Gott sei Dank, weit zurück."

„Ja, weit zurück. Aber es kann wiederkommen. Und das war es, was immer, wenn ich da stand, den größten Eindruck auf mich machte. Diese Möglichkeit, daß es wiederkehre. Denn ich erinnere mich — ja, du warst es selbst, Papa, der es mir erzählte — daß Lord Palmerston in seinem Unmut über die koburgische Nebenpolitik (ich glaube während der Krimkriegtage) gesagt haben solle: dieser Prince-Consort thäte gut, sich unser Traitors-Gate mal anzusehn. Es ist zwar schon ziemlich lange, daß Könige da die Treppe hinaufgestiegen sind, aber es ist doch noch nicht so lange, daß wir uns dessen nicht mehr entsinnen könnten. Und ein Prince-Consort ist noch lange kein König."

Woldemar, als Melusine dies mit überlegener Miene gesagt hatte, lächelte vor sich hin, was die Gräfin derartig verdroß, daß sie nicht ohne Gereiztheit hinzusetzte: „Sie lächeln; da seh' ich doch, wie sehr ich im Rechte war, Ihnen die Phantasie abzusprechen."

„Verzeihen Sie mir . . ."

„Und nun werden Sie auch noch feierlich. Das ist die richtige Ergänzung. Im übrigen, wie könnt' ich mit Ihnen zürnen! Ein berühmter deutscher Professor soll einmal irgendwo gesagt haben: ‚niemand sei verpflichtet, ein großer Mann zu sein.' Und ebensowenig wird er als etwas Pflichtmäßiges eine große Phantasie gefordert haben.

Woldemar küßte ihr die Hand. „Wissen Sie, Gräfin, daß Sie doch eigentlich recht hochmütig sind?"

„Vielleicht. Aber mancher entwaffnet mich wieder. Und zu diesen gehören Sie."

„Das ist nun auch wieder aus dem Ton."

„Ich weiß es nicht. Aber lassen wir's. Und versprechen Sie mir lieber, mir von Windsor oder London aus eine Karte zu schreiben . . . nein, eine Karte, das geht nicht . . . also einen Brief, darin Sie mir ein Wort über die Engländerinnen sagen, und ob Sie jede taillenlose Rothlondine drüben auch Ihrerseits so schön gefunden haben werden, wie's von den Kontinentalen fast immer versichert wird."

„Es wird davon abhängen, an wen ich gerade denke."

„Nach dieser Bemerkung ist Ihnen alles verziehn."

*

Woldemar blieb bis neun. Er hatte gleich in den Zeilen, in denen er sich anmeldete, die Damen wissen lassen, daß er seinen Besuch auf eine kurze Stunde beschränken müsse. So war er denn bei guter Zeit wieder daheim. Auf seinem Tische fand er ein Briefchen vor und erkannte Rex' Handschrift. „Lieber Stechlin," so schrieb dieser, „ich höre eben, daß Sie nach London gehn. In der Zeitung, wo's schon gestanden haben soll, hab' ich es übersehn. Ich beglückwünsche Sie von Herzen zu dieser Auszeichnung und lege Ihnen eine Karte bei, die Sie (wenn's Ihnen paßt) bei meinem Freunde Ralph Waddington einführen soll. Er ist Advokat und einer der angesehensten Führer unter den Irvingianern. Fürchten Sie übrigens keine Bekehrungsversuche. Waddington ist ein durchaus feiner Mann, also zurückhaltend. Er kann Ihnen aber mannigfach behilflich sein, wenn Ihnen daran gelegen sein sollte, sich um das Wesen der englischen Dissenter, ihre Chapels und Tabernakels zu kümmern. Er ist ein Wissenschaftler auf diesem Gebiet. Und ich kenne ja Ihre Vorliebe für derlei Fragen."

Stechlin legte den Brief unter den Briefbeschwerer und sagte: „Der gute Rex! Er überschätzt mich. Dissenterstudien. Es genügt mir, wenn ich einen einzigen Quäker sehe."

XXIII.

Was Rex da schrieb, hatte doch ein Gutes gehabt: Woldemar, erheitert bei dem Gedanken, sich durch Ralph Waddington in ein Tabernakel eingeführt zu sehn, sah sich mit einem Male einer gewissen Abspannung entrissen und war froh darüber, denn er brauchte durchaus Stimmung, um noch einige Briefe zu schreiben. Das ging ihm nun leichter von der Hand, und als elf Uhr kaum heran war, war alles erledigt.

Der andre Morgen sah ihn selbstverständlich früh auf. Fritz war um ihn her und half, wo noch zu helfen war. „Und nun, Fritz," so waren Woldemars

letzte Worte, „sieh nach dem Rechten. Schicke mir nichts nach; Zeitungen wirf weg. Und die drei Briefe hier, wenn ich fort bin, thue sofort in den Kasten ... Ist die Droschke schon da?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Na, dann mit Gott. Und jeden Tag lüften. Und paß auf die Pferde."

Damit verabschiedete sich Woldemar.

*

Von den drei Briefen war einer nach Stechlin hin adressiert. Er traf, weil er noch mit dem ersten Zuge fortkonnte, gleich nach Tisch bei dem Alten ein und lautete:

„Mein lieber Papa. Wenn Du diese Zeilen erhältst, sind wir schon auf dem Wege. ‚Wir' das will sagen: unser Oberst, unser zweitältester Stabsoffizier, ich und zwei jüngere Offiziere. Aus Deinen eignen Soldatentagen her kennst Du den Charakter solcher Abordnungen. Nachdem wir ‚Regiment Königin von Großbritanien und Irland' geworden sind, war dies ‚uns drüben vorstellen' nur noch eine Frage der Zeit. Dieser Mission beigesellt zu sein, ist selbstverständlich eine große Ehre für mich, doppelt, wenn ich die Namen, über die wir in unserm Regiment Verfügung haben, in Erwägung ziehe. Die Zeiten, wo man das Wort ‚historische Familie' betonte, sind vorüber. Auch an Tante Adelheid hab' ich in dieser Sache geschrieben. Was mir persönlich an Glücksgefühl vielleicht noch fehlen mag, wird sie leicht aufbringen. Und ich freue mich dessen, weil ich ihr, alles in allem, doch so viel verdanke. Daß ich mich von Berlin gerade jetzt nicht gerne trenne, sei nur angedeutet; Du wirst den Grund davon unschwer erraten. Mit besten Wünschen für Dein Wohl, unter herzlichen Grüßen an Lorenzen, wie immer Dein Woldemar."

Dubslav saß am Kamin, als ihm Engelke den Brief brachte. Nun war der Alte mit dem Lesen durch und sagte: „Woldemar geht nach England. Was sagst du dazu, Engelke?"

„So was hab' ich mir all immer gedacht."

„Na, dann bist du klüger gewesen als ich. Ich habe mir gar nichts gedacht. Und nu noch drei Tage, so stellt er sich mit seinem Oberst und seinem Major vor die Königin von England hin und sagt: „Hier bin ich."

„Ja, gnäd'ger Herr, warum soll er nich?"

„Is auch 'n Standpunkt. Und vielleicht sogar der richtige. Volksstimme, Gottesstimme. Na, nu geh mal zu Pastor Lorenzen und sag ihm, ich ließ ihn bitten. Aber sage nichts von dem Brief; ich will ihn überraschen. Du bist mitunter 'ne alte Plappertasche."

*

Schon nach einer halben Stunde war Lorenzen da.

„Haben befohlen ..."

„Haben befohlen. Ja, das ist gerade so das Richtige; sieht mir ähnlich ... Nun, Lorenzen, schieben Sie sich mal 'nen Stuhl 'ran, und wenn Engelke nicht geplaudert hat (denn er hält nicht immer dicht), so hab' ich eine richtige Neuigkeit für Sie. Woldemar ist nach England ..."

„Ah, mit der Abordnung."

„Also wissen Sie schon davon?"

„Nein, ausgenommen das eine, daß eine Deputation oder Gesandtschaft beabsichtigt sei. Das las ich, und dabei hab' ich dann freilich auch an Woldemar gedacht."

Dubslav lachte. „Sonderbar. Engelke hat sich so was gedacht, Lorenzen hat sich auch so was gedacht. Nur der eigne Vater hat an gar nichts gedacht."

„Ach, Herr von Stechlin, das ist immer so. Väter sind Väter und können nie vergessen, daß die Kinder Kinder waren. Und doch hört es mal auf damit. Napoleon war mit zwanzig ein armer Lieutenant und an Ansehn noch lange kein Stechlin. Und als er so alt war, wie jetzt unser Woldemar, ja, da stand er schon zwischen Marengo und Austerlitz."

„Hören Sie, Lorenzen, Sie greifen aber hoch. Meine Schwester Adelheid wird sich Ihnen übrigens wohl anschließen und von heut' ab eine neue Zeitrechnung beginnen. Ich nehm' es ruhiger, trotzdem ich einsehe, daß es nach großer Auszeichnung schmeckt. Und ist er wieder zurück, dann wird er auch allerlei Gutes davon haben. Aber so lang er drüben ist! Ich trau' der Sache nicht. Von Behagen jedenfalls keine Rede. Die Vettern sind nun mal nicht zufrieden zu stellen; vielleicht ärgern sie sich, daß es draußen in der Welt auch noch ein ‚Regiment Königin von Großbritannien und Irland' giebt. Das besorgen sie sich lieber selbst und nehmen so was, wenn andre damit kommen, wie 'ne Prätension. Wie stehen denn Sie dazu? Sie haben die Beefeaters vielleicht in Ihr Herz geschlossen wegen der vielen Dissenter. Ein Kardinal, der freilich auch noch Gourmand war, soll mal gesagt haben: ‚Schreckliches Volk; hundert Sekten und bloß eine Sauce.'"

„Ja," lachte Lorenzen, „da bin ich freilich für die ‚Beefeaters', wie Sie sagen, und gegen den Kardinal. Das mit den hundert Sekten lass' ich auf sich beruhn, mein Geschmack, beiläufig, ist es nicht, aber unter allen Umständen bin ich für höchstens eine Sauce. Das ist das einzig Gesunde. Die Dinge müssen in sich was sein, und wenn das richtig ist, so ist eigentlich jede ‚Sauce', und nun gar erst die Sauce im Plural, schon vorweg gerichtet. Aber lassen wir den Kardinal und seine Gewagtheiten und nehmen wir den Gegenstand seiner Abneigung: England. Es hat für mich eine Zeit gegeben, wo ich bedingungslos dafür schwärmte. Nicht zu verwundern. Hieß es doch damals in dem ganzen Kreise, drin ich lebte: ‚Ja, wenn wir England nicht mehr lieben sollen, was sollen wir dann überhaupt noch lieben?' Diese halbe Vergötterung hab' ich noch ehrlich mit durchgemacht. Aber das ist nun eine hübsche Weile her. Sie sind drüben schrecklich 'runtergekommen, weil der Kult vor dem goldenen Kalbe beständig wächst; lauter Jobber und die vornehme Welt obenan. Und dabei so heuchlerisch; sie sagen ‚Christus' und meinen Kattun."

„Is leider so, wenigstens nach dem bißchen, was ich davon weiß. Und alles in allem, und neuerdings erst recht, bin ich deshalb immer für Rußland gewesen. Wenn ich da so an unsern Kaiser Nikolaus zurückdenke und an die Zeit, wo seine Uniform als Geschenk bei uns eintraf und dann als Kirchenstück in die Garnisonskirche kam. Natürlich in Potsdam. Wir haben zwar die Reliquien abgeschafft, aber wir haben sie doch auf unsre Art, und ganz ohne so was geht es nu mal nicht. Mit dem alten Fritzen fing es natürlich an. Wir haben seinen Krückstock und den Dreimaster und das Taschentuch (na, das hätten sie vielleicht weglassen können), und zu den drei Stücken haben wir nu jetzt die Nikolaus-Uniform."

Lorenzen sah verlegen vor sich hin; etwas dagegen sagen, ging nicht, und zustimmen noch weniger.

Dubslav aber fuhr fort: „Und dann sind sie da forscher in Petersburg und geht alles mehr aus dem Vollen, auch wenn die besten Steine mitunter schon 'rausgebrochen sind. So was kommt vor; is eben noch ein Naturvolk. Ich kann das ‚Schenken' eigentlich nicht leiden, es hat so was von Bestechung und sieht aus wie 'n Trinkgeld. Und Trinkgeld ist noch schlimmer als Bestechung und paßt mir eigentlich ganz und gar nicht. Aber es hat doch auch wieder was Angenehmes, solche Tabatiere. Wenn es einem gut geht, ist es ein Familienstück, und wenn es einem schlecht geht, ist es 'ne letzte Zuflucht. Natürlich, ein ganz reinliches Gefühl hat man nicht dabei."

*

Lorenzen blieb eine volle Stunde. Der Alte war immer froh, wenn sich ihm Gelegenheit bot, sich mal ausplaudern zu können, und heute standen ja die denkbar besten Themata zur Verfügung: Woldemar, England, Kaiser Nikolaus und dazwischen Tante Adelheid, über die zwar immer nur kurze Worte fielen, aber doch so, daß sie, weil spöttisch, die gute Laune des Alten wesentlich steigerten.

Und in dieser guten Laune war er auch noch, als er, um die fünfte Stunde, seinen Eichenstock und seinen eingeknautschten Filzhut vom Riegel nahm, um am See hin, in der Richtung auf Globsow zu, seinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen. Unmittelbar am Südufer, da wo die Wand steil abfiel, befand sich eine von Buchenzweigen überdachte Steinbank. Das war sein Lieblingsplatz. Die Sonne stand schon unterm Horizont, und nur das Abendrot glühte noch durch die Bäume. Da saß er nun und überdachte sein Leben, Altes und Neues, seine Kindheits- und seine Lieutenantstage, die Tage kurz vor seiner Verheiratung, wo die junge blasse Dame, die seine Frau werden sollte, noch Lieblingshofdame bei der alten Prinzeß Karl war. All das zog jetzt wieder an ihm vorüber, und dazwischen seine Schwester Adelheid, in jenen Tagen noch leidlich gut bei Weg, aber auch schon hart und herbe wie heute, so daß sie den reizenden Kerl, den Baron Krech, bloß weil er über ein beinah' abgestorbenes „Verhältnis" und ein allerdings noch fortlebendes Spielschulden-Debet verfügte, durch ihre Tugend weggegrault hatte. Das waren die alten Geschichten. Und dann wurde Woldemar geboren, und die junge Frau starb, und der Junge wuchs heran und lernte bei Lorenzen all das dumme Zeug, das Neue (dran vielleicht doch was war), und nun fuhr er nach England 'rüber und war vielleicht schon in Köln und in drei Stunden in Ostende.

Dabei sah er vor sich hin und malte mit seinem Stock Figuren in den Sand. Der Wald war ganz still; auf dem See schwanden die letzten roten Lichter, und aus einiger Entfernung klangen Schläge herüber, wie wenn Leute Holz fällen. Er hörte mit halbem Ohr hin und sah eben auf die von Globsow her heraufführende schmale Straße, als er einer alten Frau von wohl siebzig gewahr wurde, die, mit einer mit Reisig bepackten Kiepe, den leis ansteigenden Weg heraufkam, etliche Schritte vor ihr ein Kind mit ein paar Enzianstauden in der Hand. Das Kind, ein Mädchen, mochte zehn Jahr sein, und das Licht fiel so, daß das blonde wirre Haar wie leuchtend um des Kindes Kopf stand. Als die Kleine bis fast an die Bank heran war, blieb sie stehn und erwartete da das Näherkommen der alten Frau. Diese, die wohl sah, daß das Kind in Furcht oder doch in Verlegenheit war, sagte: „Geih man vorupp, Agnes; he deiht di nix."

Das Kind, sich bezwingend, ging nun auch wirklich, und während es an der Bank vorüberkam, sah es den alten Herrn mit großen klugen Augen an.

Inzwischen war auch die Alte herangekommen.

„Na, Buschen," sagte Dubslav, „habt Ihr denn aach bloß Bruchholz in Eurer Kiepe? Sonst packt Euch der Förster."

Die Alte griente. „Jott, snädjer Herr, wenn Se doabi sinn, denn wird he joa woll nich."

„Na, ich denk' auch; is immer nich so schlimm. Und wer is denn das Kind da?"

„Dat is joa Karlinens."

„So, so, Karlinens. Is sie denn noch in Berlin? Und wird er sie denn heiraten? Ich meine den Rentsch in Globsow."

„Ne, he will joa nich."

„Is aber doch von ihm?"

„Joa, se seggt so. Awers he seggt, he wihr et nich."

Der alte Dubslav lachte. „Na, hört, Buschen, ich kann's ihm eigentlich nich verdenken. Der Rentsch is ja doch ein ganz schwarzer Kerl. Und nu seht Euch mal das Kind an."

„Dat hebb ick ook all seggt. Un Karline weet et ook nich so recht un lacht man immer. Un se brukt em ook nich."

„Geht es ihr denn so gut?"

„Joa; man kann et binah seggen. Se plätt't immer. Alle so'ne plätten immer. Ick wihr ook dissen Summer mit Agnessen (se heet Agnes) in Berlin, un doa wihr'n wi joa tosamen in'n Cirkus. Un Karline wihr ganz fidel."

„Na, das freut mich. Und Agnes, sagt Ihr, heißt sie. Is ein hübsches Kind."

„Joa, det is se. Un is ook en gandes Kind; se weent gliks und is immer so patschlich mit ehre lütten Hänn'. Sünne sinn immer so."

„Ja, das is richtig. Aber Ihr müßt aufpassen, sonst habt Ihr 'nen Urenkel, Ihr wißt nich wie. Na, gu'n Abend, Buschen."

„'n Abend, snäd'ger Herr."

XXIV.

Der Baron Berchtesgadensche Wagen fuhr am Kronprinzen-Ufer vor, und die Baronin, als sie gehört hatte, daß die Herrschaften oben zu Hause seien, stieg langsam die Treppe hinauf, denn sie war nicht gut zu Fuß und ein wenig asthmatisch. Armgard und Melusine begrüßten sie mit großer Freude. „Wie gut, wie hübsch, Baronin," sagte Melusine, „daß wir Sie sehn. Und wir erwarten auch noch Besuch. Wenigstens ich. Ich habe solch Kribbeln in meinem kleinen Finger, und dann kommt immer wer. Wrschowitz gewiß (denn er war drei Tage

„Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen." (Evang. Luca, Kap. 2, Vers 35.)

Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach.

lang nicht hier) und vielleicht auch Professor Cujacius. Und wenn nicht der, so Dr. Pusch, den Sie noch nicht kennen, trotzdem Sie ihn eigentlich kennen müßten, — noch alte Bekanntschaft aus Londoner Tagen her. Möglicherweise kommt auch Frommel. Aber vor allem, Baronin, was bringen Sie für Wetter mit? Lizzi sagte mir eben, es neble so stark, man könne die Hand vor Augen nicht sehn."

„Lizzi hat Ihnen ganz recht berichtet, der richtige London Fog, wobei mir natürlich Ihr Freund Stechlin einfällt. Aber über den sprechen wir nachher. Jetzt sind wir noch beim Nebel. Es war draußen wirklich so, daß ich immer dachte, wir würden zusammenfahren; und am Brandenburgerthor, mit den großen Kandelabern dazwischen, sah es beinah' aus wie ein Bild von Skarbina. Kennen Sie Skarbina?

„Gewiß," sagte Melusine, „den kenn' ich sehr gut. Aber allerdings erst von der letzten Ausstellung her. Und was, außer den Gaslaternen im Nebel, mir so recht eigentlich von ihm vorschwebt, das ist ein kleines Bild: langer Hotelkorridor, Thür an Thür, und vor einer der vielen Thüren ein paar Damenstiefelchen. Reizend. Aber die Hauptsache war doch die Beleuchtung. Von irgend woher fiel ein Licht ein und vergoldete das Ganze, den Flur und die Stiefelchen."

„Richtig," sagte die Baronin. „Das war von ihm. Und gerade das hat Ihnen so sehr gefallen?"

„Ja. Was auch natürlich ist. In meinen italienischen Tagen — wenn ich übrigens von ‚italienischen Tagen' spreche, so meine ich nie meine Verheiratungstage; während meiner Verheiratungstage hab' ich Gott sei Dank so gut wie gar nichts gesehn, kaum meinen Mann, aber immer noch zu viel — also während meiner italienischen Tage hab' ich vor so vielen Himmelfahrten gestanden, daß ich jetzt für Stiefeletten im Sonnenschein bin."

„Ganz mein Fall, liebe Melusine. Freilich bin ich jetzt nebenher auch noch fürs Japanische: Wasser und drei Binsen und ein Storch daneben. In meinen Jahren darf ich ja von Storch sprechen. Früher hätt' ich vielleicht Kranich gesagt."

„Nein, Baronin, das glaub' ich Ihnen nicht. Sie waren immer für das, was Sie jetzt Realismus nennen, was meistens mehr Ton und Farbe hat, und dazu gehört auch der Storch. Deshalb lieb' ich Sie ja gerade so sehr. Ach, daß doch das Natürliche wieder obenauf käme."

„Kommt, liebe Melusine."

*

Melusinens kribbelnder kleiner Finger behielt recht. Es kam wirklich Besuch, erst Wrschowitz, dann aber — statt der drei, die sie noch nebenher gemutmaßt hatte — nur Czako.

Der Empfang des einen wie des andern der beiden Herren hatte vorn im Damenzimmer stattgefunden, ohne Gegenwart des alten Grafen. Dieser erschien erst, als man zum Thee ging; er hieß seine Gäste herzlich willkommen, weil er jederzeit das Bedürfnis hatte, von dem, was draußen in der Welt vorging, etwas zu hören. Dafür sorgte denn auch jeder auf seine Weise: die Baronin durch Mitteilungen aus der oberen Gesellschaftssphäre, Czako durch Avancements und Demissionen und Wrschowitz durch „Krittikk". Alles, was zur Sprache kam, hatte für den alten Grafen so ziemlich den gleichen Wert, aber das Liebste waren ihm doch die Hofnachrichten, die die Baronin mit glücklicher Ungeniertheit zum besten gab. Wendungen wie „ich darf mich wohl Ihrer Diskretion versichert halten" waren ihr gänzlich fremd. Sie hatte nicht bloß ganz allgemein den Mut ihrer Meinung, sondern auch in betreff ihrer jedesmaligen Spezialgeschichte, von der man in der Regel sagen durfte, daß sie dieses Mutes auch dringend bedürftig war.

„Sagen Sie, liebe Freundin," begann der alte Graf, „was wird das jetzt eigentlich mit den Briefen bei Hofe?"

„Mit den Briefen? O, das wird immer schöner."

„Immer schöner?"

„Nun, immer schöner," lachte hier die Baronin, „ist vielleicht nicht gerade das rechte Wort. Aber es wird immer geheimnisvoller. Und das Geheimnisvolle hat nun mal das, worauf es ankommt, will sagen den Charme. Schon die beliebte Wendung ‚rätselhafte Frauen' spricht dafür; eine Frau, die nicht rätselhaft ist, ist eigentlich gar keine, womit ich mir persönlich freilich eine Art Todesurteil ausspreche. Denn ich bin alles, nur kein Rätsel. Aber am Ende, man ist, wie man ist, und so muß ich dies Manko zu verwinden suchen ... Es heißt immer ‚üble Nachrede, drin man sich mit Vorliebe gefalle, sei was geradezu Sündhaftes'. Aber was heißt hier ‚üble Nachrede'? Vielleicht ist das, was uns bruchstückweise zu Gehör kommt, nur ein schwaches Echo vom Eigentlichen, und bedeutet eher eine Milderung und Beschönigung. Im übrigen, wie's damit auch sei, mein Sinn ist nun mal auf das Sensationelle gerichtet. Unser Leben verläuft, offen gestanden, etwas durchschnittsmäßig, also langweilig, und weil dem so ist, setz' ich getrost hinzu: ‚Gott sei Dank, daß es Skandale giebt'. Freilich, für Armgard ist so was nicht gesagt. Die darf es nicht hören."

„Sie hört es aber doch," lachte die Comtesse, „und denkt dabei: was es doch für sonderbare Neigungen und Glücke giebt. Ich habe für dergleichen gar kein Organ. Unsre teure Baronin findet unser Leben langweilig und solche Chronik interessant. Ich, umgekehrt, finde ‚chronique scandaleuse' langweilig und unser alltägliches Leben interessant. Wenn ich den Rudolf unsers Portier Hartwig mit seinem Hoop und seinen dünnen langen Berliner Beinen über die Straße laufen sehe, so find' ich das interessanter als diese sogenannte Pikanterie."

Melusine stand auf und gab Armgard einen Kuß. „Du bist doch deiner Schwester Schwester, oder mein Erziehungsprodukt, und zum erstenmal in meinem Leben muß ich meine teure Baronin ganz im Stiche lassen. Es ist nichts mit diesem Klatsch; es kommt nichts dabei heraus."

„Ach, liebe Melusine, das ist durchaus nicht richtig. Es kommt umgekehrt sehr viel dabei heraus. Ihr Barbys seid alle so schrecklich diskret und ideal, aber ich für mein Teil bin anders und nehme die Welt, wie sie ist; ein Bier und ein Schnaderhüpfl und mal ein Haberfeldtreiben, damit kommt man am weitesten. Was wir da hier jetzt erleben, das ist auch solch Haberfeldtreiben, ein Stück Feme."

„Nur keine heilige."

„Nein," sagte die Baronin, „keine heilige. Die Feme war aber auch nicht immer heilig. Habe mir da neulich erst den Götz angesehn, bloß wegen dieser Scene. Die Poppe beiläufig vorzüglich. Und der schwarze Mann von der Feme soll im Urtext noch viel schlimmer gewesen sein, so daß man's (Goethe war damals noch sehr jung) eigentlich kaum lesen kann. Ich würde mir's aber doch getrauen. Und nun wend' ich mich an unsre Herrn, die dies difficile Kampffeld, ich weiß nicht ritterlicher- oder unritterlicherweise, mir ganz allein überlassen haben. Dr. Wrschowitz, wie denken Sie darüber?"

„Ich denke darüber ganz wie gnädige Frau. Was wir da lesen wie in Runenschrift ... nein, nicht in Runenschrift ... (Wrschowitz unterbrach sich mißmutig über sich selbst) — was wir da lesen in Briefen vom Hofe, das ist Krittikk. Und weil es Krittikk ist, ist es gut. Mag es auch sein Mißbrauch von Krittikk. Alles hat Mißbrauch. Gerechtigkeit hat Mißbrauch, Kirche hat Mißbrauch, Krittikk hat Mißbrauch. Aber trotzdem. Auf die Feme kommt es an, und das große Messer muß wieder stecken im Baum."

„Brrr," sagte Czako, was ihm einen ernsten Augenaufschlag von Wrschowitz eintrug. —

Als man sich nach einer halben Stunde von Tisch erhoben hatte, wechselte man den Raum und begab sich in das Damenzimmer zurück, weil der alte Graf etwas Musik hören und sich von Armgards Fortschritten überzeugen wollte. „Dr. Wrschowitz hat vielleicht die Güte, dich zu begleiten."

So folgte denn ein Quatremains. Als man damit aufhörte, nahm der alte Barby Veranlassung, seiner Vorliebe für solch vierhändiges Spiel Ausdruck zu geben, was Wrschowitz, dessen Künstlerüberheblichkeit keine Grenzen kannte, zu der ruhig lächelnden Gegenbemerkung veranlaßte, daß man dieser Auffassung bei Dilettanten sehr häufig begegne. Der alte Graf, wenig befriedigt von dieser „Krittikk", war doch andrerseits viel zu vertraut mit Künstlerallüren im allgemeinen und mit den Wrschowitzschen im besonderen, um sich ernstlich über solche Worte zu verwundern. (Fortsetzung folgt.)

Gute Mär.

Von

Ernst Muellenbach.

Ich weiß mir einen Rosenstrauch
Voll Knospen wohlgethan,
Der hebt im kalten Winterhauch
Erst recht zu blühen an.
Die Liebe naht im Pilgerkleid,
Er beut ihr Strauß und Kranz;
So wallt sie durch die Winterszeit
Im Frühlingsrosenglanz.

Ich weiß mir einen grünen Baum,
Der nicht vorm Herbste bangt
Und erst, entrückt dem Waldesraum,
Mit Frucht und Blüten prangt.
Als Blüten trägt er Lichter fein,
Trägt Aepfel wunderhold;
Zuoberst strahlt mit sanftem Schein
Ein Stern von reinem Gold.

Ich weiß mir einen Zaubersang,
Der Freund und Feind versöhnt,
Der einst im Feld den Hirten klang
Und heut uns wieder tönt.
Es wogt ein Läuten durch die Luft,
Hell strahlt vom Baum es her;
Die Liebe kommt im Rosenduft
Und bringt uns gute Mär.

Die Hungersteine.

Roman

von

Gertrud Franke-Schievelbein.

(Fortsetzung.)

Der Konsul, ganz voll von seinen Ideen, sprudelte währenddessen allerlei Konterbande hervor.

„Hab' mir da draußen den Geschmack am alten Europa ein bissel verdorben," rief er. „Herrgott! Wo man hinguckt, hängt ja noch 's Mittelalter in großen Fetzen. Aufräumen, Platz machen, Luft schaffen, das ist's Notwendigste! Der alte Moder muß weg, daß das junge Leben durch kann."

„Papa," lachte Lotte schelmisch, „versündige dich nicht am ‚geheiligten Alten'."

„Teufel, ja!" brummte er. „Wir haben ja unsre ‚Pietät' — ein wohlklingender Ausdruck für Denkfaulheit und Gefühlsschlendrian übrigens. Pietät! Unter der Firma sind mehr Sünden begangen worden, als die Menschheit sich träumen läßt. Wenn wir einen Schritt vorwärts gemacht haben, kugeln wir drei zurück. Das macht, die Arrieregarde zerrt und zerrt. Am besten paßte ihr's, wenn zum Rückzug geblasen würde. Dann käm' sie ja auf einmal an die Spitze. Und brauchte keinen Schritt gemacht und keinen Finger gerührt zu haben. O je! Ich sag's ja, 's ist mein Schicksal: zu früh geboren! So um tausend Jahr zu früh!"

Lachend und scherzend verabschiedete man sich.

*

Es war Schnee gefallen.

Hinter den Eisengittern der Gärten lagen die mit Tannenreisig geschützten Beete wie Gräber unter der dicken, weißen, weichen Decke. Schwarzen Klecksen gleich hoben sich Koniferengruppen von dem kaltgrauen Grunde ab. Mal ein rötlich warmes Leuchten hinter den Fenstern, mal ein gelbes, langgestrecktes Streiflicht: Farbe und Leben in all den toten, blassen Schatten.

Die Herren trennten sich vor der Gartenpforte.

Hubert und Karl gingen durch die Marschallsstraße, über die Brühlsche Terrasse, der Brücke zu.

Ganz stumm. Hubert, als wär' er der Welt entrückt. Nach innen gekehrt, ohne Blick, die Stirn in finstern Falten. Manchmal bewegten sich seine Lippen, oder er machte eine schnelle, zwecklose Geste.

Karl Wedekind mußte ihn immer wieder ansehn, und konnte es ganz unverhohlen. Für Hubert war er gar nicht vorhanden. So wenig, als säße er auf dem Sirius.

Was hätte Karl drum gegeben, einen Blick in die siebenfach verschlossene Seele dieses Menschen zu thun! Was spann der da wohl für Gedanken?

Ihm war, als sähe er eine große, unheilbare Verwirrung vor sich. Alles, was vor ein paar

Stunden noch hell und klar und hoffnungsvoll gewesen, schien ihm durcheinander gekommen. Nirgend Anfang und Ende. Er wußte gar nicht mehr, wie er das Leben anpacken sollte. Dazu that er sich selber leid, wie als Kind, wenn ihm irgend ein frecher Bursch sein bestes Spielzeug weggenommen hatte.

Von der Höhe der Terrasse sahen sie auf den Strom hinab. Er war noch gewachsen seit neulich, als Hubert ihm von den Hungersteinen erzählt hatte. Wieder dachte er, daß Regen und Schnee und alle Bäche und Flüsse so einem mächtigen Ungeheuer tributpflichtig seien. Daß Naturgesetze sie ihm zutrieben, alle, alle, und daß dies Ungeheuer, genährt mit ihrem Leben und ihrer Kraft, immer stolzer und gewaltiger seinem Ziel, dem Meere, zuströme.

Ganz ebenso, auch wie dem Zwange einer Naturgewalt folgend, waren die Berghauers heut wieder in Huberts Bann geraten.

Und er selber, wie sehr er vielleicht Grund hatte, ihm zu zürnen, er that's nicht. Zornig, widerwillig und doch bezwungen, bewunderte er ihn.

„Hubert," sagte er, während sie langsam, an den goldfunkelnden Gruppen der ‚Tageszeiten' vorüber, die breite Treppe hinabstiegen zum Schloßplatz, „was meinst du, gehn wir noch ein Stündchen zu Johanna?"

Hubert sah ihn an, als käme er eben von irgend einem Fixstern auf die Erde zurück.

„Sieh mal, zum Arbeiten hat man doch keine Stimmung mehr heut abend. Und dann — sie würde sich so freuen — du mußt ihr doch erzählen . . "

„Wer würde sich freuen?" fragte Hubert auf einmal mißtrauisch und finster.

„Johanna natürlich."

„Johanna?" Tief verwundert klang die Frage, so, als müsse er lange in seinem Gedächtnis nach einer Johanna suchen.

„Nein," sagte er dann, langsam den Kopf schüttelnd. „Ich arbeite noch. Aber geh du. Grüße sie von mir. Adieu!"

Und als lasse es ihm keine Ruhe, bis er nicht wieder vor seinem Schreibtisch säße, gab er ihm flüchtig die Hand und ging mit schnellen Schritten der Brücke zu.

Karl Wedekind stand einen Augenblick ganz verdutzt über den plötzlichen Abschied. Dann schlenderte er unschlüssig weiter, an der Hofkirche vorüber, die sich seltsam ausnahm mit all ihren weißbeschneiten Heiligen und dem barocken Turm. Er hatte das Gefühl, daß Johanna ihm heut abend gutthun würde. Er sehnte sich nach ihr wie nach seiner Mutter. Und ehe er's wußte, stand er vor dem kleinen Laden in der Marienstraße.

Es war schon alles dunkel, die Holzjalousien geschlossen. Aber aus dem Stubenfenster schimmerte Licht.

Er mußte durch den Hausflur und an der hinteren Thür klingeln, die zu ihrer Wohnung führte. Es war dort fast ganz finster. Der Winkel lag hinter der Treppe, und das Licht reichte nicht bis hierher.

Nach einer Weile wurde geöffnet.

„Hubert!" rief Johannas Stimme in einem durchdringenden, von Freude förmlich gesättigten Flüsterton.

Karl zog den Hut, tieferschrocken über ihren nur zu begreiflichen Irrtum. Sie hatte diesen auch im nächsten Augenblick schon eingesehn und flüsterte beschämt: „Verzeihen Sie, Herr Doktor!"

„Ja, leider bin ich es nur," murmelte Karl. „Aber ich bringe Ihnen Grüße von Hubert. Er ist heut wieder ‚drüber', wissen Sie. Da darf man nichts von ihm verlangen."

„Ach nein," sagte sie leise, und ein schwerer Seufzer drängte sich aus ihrer Brust. „Ich bin ja die Letzte . . . wenn er arbeiten kann . . ."

Sie schloß die Thür hinter ihm. Er stand in einer kleinen, einfachen Küche. Ein grelles Lämpchen beleuchtete allerlei Blitzendes. Nun hob sie warnend den Finger an die Lippen: „Bitte, leise! Felix schläft!" hauchte sie ihm zu. Das Lämpchen mit der Hand schützend, ging sie ihm auf den Zehenspitzen voran durch das armselige Schlafkämmerchen. Nur das Notwendigste war darin, ihr Bett, mit einer weißen Decke verhüllt, und des Kindes kleines Lager.

Daran konnte sie aber nicht vorübergehn, ohne einen Blick hineinzuwerfen. Der blonde Lockenkopf mit den schlafroten Bäckchen, auf denen die langen Wimpern wie zarte Schatten lagen, schien unruhig zu träumen. Er hatte die kleine Stirn in Falten gezogen, und um den Mund lag es wie Trotz und Schmerz. Die Aehnlichkeit mit Hubert war Karl noch niemals so zum Bewußtsein gekommen.

Sein Kind . . . sein Weib! dachte er. Und es war ihm förmlich, als würde das Herz ihm leichter. Ja, er wußte jetzt, warum es ihn hergetrieben hatte. Das hatte er sich recht eindringlich zu Sinne führen wollen.

Und dann saßen die beiden ganz gemütlich nebeneinander auf dem Sofa in der Wohnstube. Johanna hatte nicht geruht, bis er nicht Huberts Platz eingenommen hatte. Sie strickte, und die Nadeln klapperten in ihren mageren weißen Fingern. Im eisernen Ofen glühten die Kohlen und sanken von Zeit zu Zeit mit leisem Gepolter in sich zusammen. Es duftete wieder nach Aepfeln. Die weiße Tischdecke glänzte, nirgends lag ein Stäubchen.

Mit wie wenigem weiß sie es traulich zu machen um sich her, dachte Karl bewegt. Die, in Glück und Ansehn, mit ihrem feinen Herzenstakt, der hundertmal mehr wert ist, wie die Dressur unsrer „höheren Töchter" — was kann denn Hubert sich Besseres wünschen!

Da fragte sie gerade nach ihm.

„Haben Sie ihn lange nicht gesehn?" fragte er zurück.

Sie zögerte mit der Antwort. Dann sagte sie: „Die ganze Woche nicht." Und dabei erglühte sie über und über aus Scham, daß er sie so vernachlässigt hatte. Ihre Stimme hatte leicht gezittert.

Sie that ihm bitter leid. „Er wohnt so weit," sagte er, als könne ihn das entschuldigen.

Sie ließ die Nadeln sinken und blickte in die Lampe.

„Natürlich, das ist's ja," sagte sie vor sich hin. Ihre Lippen zuckten leise. „Sehn Sie, das war früher ganz anders. Da hatte er im Nebenhause sein Zimmer. Und zu allen Mahlzeiten kam er herum, und ich kochte das Kräftigste und Beste. Es hat ihm ja auch immer so gut geschmeckt," fügte sie mit einem glücklichen Lächeln hinzu. „Und wenn er nicht arbeiten konnte, so kam er doch und spielte mit dem Kleinen, und wir schwatzten zusammen. Er hatte doch einen Menschen um sich, der ihn verstand. Wenigstens" — und wieder huschte es rosig über ihr Gesicht — „hat er sich immer gewundert, wie gut ich ihn begriff. Wenn ich auch nicht viel gelernt habe — ich war ja selber erstaunt, wie mir so allmählich die Lichter aufgingen. Aber dann zog er fort. Er sagte, die ‚Familienimpelei' lenke ihn ab. Auch wollte er meine ‚Wohlthaten' nicht länger annehmen . . . lieber Gott! Als wenn er mir nicht größere Wohlthaten erwiesen hätte mit seinem Kommen . ."

Sie brach plötzlich ab und preßte die Lippen fest zusammen. Auf den rosigen Kinderstrumpf fiel ein Tropfen.

„Johanna," sagte Karl etwas unvermittelt, „das Neueste wissen Sie ja noch gar nicht."

Sie fuhr sich wie zufällig mit dem Handrücken über die Augen und versuchte zu lächeln. „Das Neueste?" Es kam ein bißchen besorgt heraus, als sei sie's nicht gewöhnt, gute Neuigkeiten zu hören.

Karl Wedekind erzählte.

Johannas fleißige Hände sanken in den Schoß. Ihre Augen erweiterten sich, und ihre ausdrucksvollen Züge spiegelten alle Seelenregungen vom ersten ungläubigen Staunen bis zur hellen Glückseligkeit über die hoffnungsvolle Botschaft rührend wieder.

Hubert hatte einen Freund gefunden, einen Gönner, einen einflußreichen, thatkräftigen Verehrer!

Doch bald kamen dieser des Glückes so ungewohnten Seele wieder allerlei Bedenken.

„Aber es ist so schwer, Hubert zu helfen. Und dann — er stößt seine besten Freunde so leicht vor den Kopf. Sie wissen's ja selbst, Herr Doktor."

„Ja," nickte Karl, gedankenvoll an seinem rötlichen Schnurrbart zerrend. „Aber — na! Ein Mensch wie der Berghauer, der den Leuten bis in die Eingeweide sieht . . . Ueberhaupt, nicht wahr, wenn man so den Zusammenhang kennt — Herrgott ja! Man ärgert sich mal! Aber man denkt doch: Menschen! Jeder hat seinen Sparren, seine ‚Hungersteine'."

Er wunderte sich selbst, wie ihm das Wort in den Mund gekommen war. Mußte er denn immer Huberts Gedanken nachbeten?

Johanna lächelte. „Kennen Sie die auch? Hat Ihnen Hubert erzählt? Und Sie meinen, daß der Herr Konsul . . ."

„Verlassen Sie sich drauf! Dem kann der Hubert meinetwegen die impertinentesten Gesichter schneiden oder die größten Grobheiten an den Kopf werfen — das rührt den nicht. Das ist er schon längst gewöhnt. Wer's wirklich gut meint mit den Menschen — o je, Johanna, was muß der sich alles gefallen lassen!"

Karl Wedekind fuhr sich, als er an all die bösen Erfahrungen dachte, die seine eigne Menschenliebe ihm schon eingetragen hatte, mit zorniger Gebärde durchs Haar. Das sah so komisch aus zu seinem gutmütigen, harmlosen Gesicht, daß Johanna leise lachte.

„Sie guter Mensch!" sagte sie. Dann schien ihr etwas durch den Kopf zu gehen. „Und eine Tochter, sagten Sie, ist auch da?"

„Zwei sogar," antwortete er. Seine eignen Gedanken hatten auch eben bei Lolo geweilt, voll Kummer und Unruhe. Und um sich nicht zu verraten, scherzte er: „Sie sind doch nicht eifersüchtig?"

„Nein," sagte Johanna ernst, „dazu habe ich kein Recht."

„Nun, ich dächte doch!" fuhr er auf.

„Früher, ja," sagte sie leise. „In Göttingen besonders, da bin ich furchtbar eifersüchtig gewesen. So ein schöner Mensch, und als Dichter — das darf ich ihm ja nicht übelnehmen . . . wenn er nur ein schönes Gesicht sieht, ist er begeistert . . ."

„Natürlich, natürlich!" bekräftigte Karl. Innerlich aber erdoste er sich gewaltig, daß sie Hubert auch noch recht gab, wenn er ihr untreu wurde, auch nur in Gedanken.

„Ich bin ja nicht hübsch genug für ihn," sagte sie ruhig, „und nicht klug und nicht gebildet genug."

„Oho!" warf er ein.

„Aber etwas hab' ich doch, das keine Frau der Welt besser haben kann: meine Liebe für ihn. Und die ist doch schließlich auch was wert."

„Na, ich dächte!" brummte er gerührt.

„Und da hab' ich manchmal gedacht, wenn er mir schrieb, daß ein Mädchen ihm gefiele — Sie wissen wohl, als ich in Leipzig war, haben wir zwei Jahre lang korrespondiert — du darfst ihn nicht an dich ketten, hab' ich gedacht. Er ist zu Höherem berufen. Ich wär' auch viel zu stolz, um einen festzuhalten, der nichts mehr von mir wissen will. Und das hab' ich ihm damals oft gesagt. Er wollte aber nie etwas davon hören."

Karl Wedekind betrachtete sie, wie sie das alles so still und zuversichtlich vor sich hin sagte. Und was ihm noch vor ein paar Stunden den Kopf heiß gemacht hatte, erschien ihm jetzt wie ein bunter Fiebertraum.

‚Sie ist seine Frau,' dachte er. ‚Das wäscht ihm kein Regen ab. Und wenn er mal zu Gelde kommt, er wäre ja der gemeinste Lump, wenn er sie nicht heiratete!'

„Und jetzt," sagte Johanna, wandte den Kopf nach der Kammerthür und nickte, „seit der da drin auf der Welt ist, ich thäte Hubert ja das schwerste Unrecht an, wenn ich eifersüchtig wäre oder ihm gar zutraute —"

Sie sprach nicht zu Ende. Aber ihr Gesicht war ganz hell und heiter.

‚Und ich,' dachte Karl Wedekind, ‚wäre im stande und schlüge ihm alle Knochen im Leibe entzwei, wenn er dir dein Opfer nicht lohnte, wie du's verdienst, armes Weib!'

*

Seit ein paar Wochen lebte Hubert in einer Weltentrücktheit, die ihn Tag und Nacht, Essen und Trinken, sein kaltes Zimmer und sein sorgengehetztes Dasein ganz vergessen ließ.

Als er an jenem Abend nach Hause gekommen war, hatte er sich kaum Zeit genommen, den guten Rock mit der alten Joppe zu vertauschen. Dann saß er an seinem Schreibtisch. Die Nacht hindurch brannte seine Lampe, seine hageren Hände hasteten in fliegender Eile über das Papier. Erst als gegen

Morgen die Lampe erlosch und der Kopf ihm leer war wie eine ausgepreßte Zitrone, warf er sich halb ausgekleidet aufs Bett und schlief wie ein Toter.

Aber nur ein paar kurze Stunden. Sobald die tiefste Erschöpfung vorüber war, schlug er die Augen auf, in einem jähen Schrecken, daß er etwas versäumt habe.

Und plötzlich stand alles wieder vor ihm, als wäre es nur einen Augenblick von einem Vorhang bedeckt gewesen. Seine Menschen bewegten sich, lebten, sprachen, er sah in ihre Seelen, ihre geheimsten, verborgensten Regungen. Ganze Scenen spielten sich vor ihm ab.

Er gönnte sich kaum einen Bissen Brot, um nur keinen Augenblick von der Schaffensseligkeit zu verzetteln.

Nie hatte er in dieser Weise arbeiten können. So aus dem Vollen heraus, dem Unendlichen. Ueberall war's, als sprängen neue Quellen in seiner Seele. Er hörte ihr Rauschen wie ein Berauschter. Er wühlte in den Schätzen, die auf ihn zuströmten, verzweifelt, daß er nicht alles bergen und halten konnte. Aber dies Verzagen vor der eignen Fülle war höchstes Glück.

Endlich aber versagten die immer wieder grausam emporgepeitschten Kräfte den Dienst. Trotz aller Gewaltmittel, aller qualvollen Anstrengungen vermochte er kein Bild vor seine Augen zu zaubern. Sein Kopf war wie ein ausgebrannter Krater, Schlacke, Asche. Kein Funken wärmenden Feuers mehr.

Und da erst kam er zum Bewußtsein.

Er war in solchen Ebbezeiten immer tief verstimmt gewesen. ‚Schaffen — das ist die große Erlösung vom Leiden, und des Lebens Leichtwerden.' Aber nicht schaffen können, wenn Zukunft, Ruhm, Glück davon abhängen!

Das Bismarck-Denkmal in Kiel. Entworfen von Harro Magnussen.

Er sah die goldigen Augen vor sich, so sprühend von Leben und Geist. So verheißend! Sie hatten ihn angefeuert. Wenn er erlahmen wollte, sah er ihren seltsam tiefen Blick, der zu sagen schien: Wir beide! Da hinauf!

Und so über sich selbst hinausgewachsen hatte er sich gefühlt, daß er ruhigen Mutes vor eine Königin hingetreten wäre: ‚Sei mein! Ich will dich zu mir emporheben!'

O weh! Wie sah es jetzt aus mit seiner Gottähnlichkeit!

Er wagte keinen Blick in sein Manuskript zu thun. Der Anblick seiner Handschrift ekelte ihn an. Die ausgestrichenen Stellen, die Unebenheiten des Stils, die in der Eile und Angst, nichts zu verlieren von dem Zuströmenden, flüchtig hingeworfenen Sätze! Das ging ihm jetzt, wo er kalt, nüchtern, kritisch und tadelsüchtig wie ein Feind vor seine Arbeit trat, peinlich auf die Nerven.

Die Idee kam ihm verrückt vor. Er konnte sich in diesem Zustand tiefer Depression nicht wieder zu ihr emporschwingen. Es erschien ihm wie eine Vermessenheit, daß er seinem Talent die Kraft zugetraut hatte, ihm auch nur die bescheidenste bürgerliche Existenz zu verschaffen.

Finstere, selbstzerstörerische Gedanken kamen ihm, sehr süß, sehr lockend ... ein tragisches Ende nach einem verfehlten Leben!

Aber wie durfte er sich aus der Welt schaffen, er, an dem so viele Verpflichtungen hingen?! Sein Kind! Nachdem er die Mutter ihres bißchen Vermögens beraubt, durfte er die beiden nicht im Stich lassen.

Was war er doch für ein Unglücksvogel! Ein wohlwollender Freund kommt ihm entgegen,

Nach einer photographischen Aufnahme von Dittmar Schweiger in Berlin.

1. G. Spangenberg. — 2. Friedrich der Große. — 3. Kunsthistoriker M. G. Zimmermann. — 4. Bismarck. — 5. Heinrich Seidel. — 6. Klaus Groth. — 7. Joh. Trojan. — 8. Großherzog von Oldenburg. — 9. Hontrens-Denkmal. — 10. Kieler Bismarck-Denkmal. — 11. Tanzende Mänade. — 12. Bismarck mit Schlapphut.

Bildhauer Harro Magnussen in seinem Atelier.

Weihnachtsmette. Nach dem Gemälde von Hans Volkmer.

öffnet ihm sein Haus, hat den besten Willen, Mittel und Wege, ihm herauszuhelfen . . . Und er — wie ein Verrückter — wirft sich selber die gastliche Thür vor der Nase zu! Er läßt sich's einfallen, sich in die schöne Tochter des reichen Mannes zu vergaffen. Wenn er nicht zum Verräter werden will an sich selbst und Johanna, darf er sie ja nicht wiedersehn.

Den einen Abend, im süßen Rausch, hat er wohl seine Vergangenheit vergessen können. Jetzt aber steht sie fest und breit da, weicht und wankt nicht, wenn er sie herausschieben möchte aus seinem Leben, und verbaut ihm erbarmungslos die Zukunft.

Und gerade in Bezug auf seine „Gewissensehe", fühlt er, vollzieht sich langsam eine Wandlung in ihm.

Trotzig und im Gefühl seines guten Rechts hatte er der Gesellschaft den Fehdehandschuh hingeworfen. Es hatte ihm wohlgethan, ihre Vorschriften mit Füßen zu treten, ihr zuzurufen: ‚Seht, so wenig acht' ich euch! Ihr, die ihr in euern prüden Gesetzen die sittenloseste Ehe — eine Ehe, die aus Eigennutz oder aus Leichtsinn oder aus Ehrgier geschlossen wird — mit allen Ehren behängt, und ein Bündnis, der heiligsten, reinsten Liebe entsprungen, verdammt wie eine Pestbeule der Unsittlichkeit — euch frag' ich nicht: mit Verlaub? Ich handle nach Menschen- und Dichterrecht!'

Aber nun er einmal die Luft in diesem wahrhaft vornehmen Hause geatmet hatte, war's, als wäre mit dieser Luft auch die Anschauung dieser Kreise in ihn eingedrungen.

Er brauchte nur an Charlotte zu denken und — er schämte sich. Hätte er nicht die Pflicht gehabt, Johannas zu schonen? Er wußte ja, sie war nichts für sich selbst. Vor seiner Leidenschaft schmolz ihr kleines Ich dahin. Sie wäre ebenso gern gestorben, wie seine Geliebte geworden. Aber mit ihrem Tod wäre ihm nicht gedient gewesen. Und so hatte er das größere Opfer von ihr verlangt.

Charlotte aber? — Nein! Um Gottes willen! Ihr nicht einmal mit dem flüchtigsten Gedanken zu nahe treten, daß sie fähig gewesen wäre — auch aus Liebe nicht — das Gesetz zu übertreten.

Sie hätte nicht einmal Künstlerin, gar nicht so klug und geistvoll sein brauchen, so ernst und strebsam. Schon daß sie eine Vollnatur, ein Mensch für sich war, daß sie seiner Person eine eigne, abgeschlossene Persönlichkeit entgegensetzte, das allein hätte Charlotte vor jedem begehrlichen Gedanken, geschweige denn vor seinem Verlangen geschützt. —

Es kamen böse Stunden, in denen er Johanna fast zürnte, daß sie nicht die Kraft gehabt hatte, ihn seinem Schicksal zu überlassen.

Warum hatte sie ihn so ohne Schranken geliebt?

Er brachte es nicht über sich, sie zu sehn. Kurze Briefe gingen zwischen ihnen hin und her. Er entschuldigte sich mit Arbeit, und sie glaubte nur zu gern, daß die Begegnung mit Berghauer vom glücklichsten Einfluß auf seine Schaffensstimmung gewesen sei.

Und doch hatte er jetzt kein andres Bestreben als das, Zeit totzuschlagen. Er las zwar, aber ohne rechtes Interesse. Er schrieb einige Kleinigkeiten, aber die Unlust kam bald über ihn. Nur mit halber Seele arbeiten — nein, dann lieber gar nicht. Alle Kräfte sammeln, aufsparen für ein seiner würdiges Werk!

Er ging also wieder viel spazieren, besuchte die Sehenswürdigkeiten, die Museen, die Bibliothek. Soviel sein abgespannter Kopf zu fassen vermochte, nahm er in sich auf.

Am häufigsten zog es ihn nach der Gemäldegalerie. Die milde Wärme der Räume, der Anblick des bunten, köstlichen Lebensüberflusses an den Wänden, der auch für ihn da aufgehängt war, gab ihm ein Gefühl des Reichtums.

Und da sah er Charlotte wieder.

Vor der „Venetianerin" von Tizian saß auf einer Stellage eine junge Dame und kopierte.

Die ungemeine Schlankheit der Gestalt, das lichtbraune, leichtgekrauste Haar erinnerte ihn, als er sie nur erst vom Rücken gesehn hatte, an Lolo. Er ging ein Stückchen weiter, scheinbar in die Bilder vertieft, und erhaschte nun auch den Anblick ihres zierlichen Profils.

Sie war so gleichgültig gegen die Außenwelt, daß sie die kleine Gruppe Neugieriger, die sich angesammelt hatte, um ihr zuzusehn, nicht im geringsten beachtete. Sie tauschten flüsternd ihr Urteil aus, das sehr anerkennend war. Lolo ließ sich nicht stören. Ihr ganzes inneres Leben war in ihren Augen konzentriert, die von einem stillen, fieberhaften Feuer brannten. Ihr Ausdruck war gespannt von einem so tiefen, heiligen Ernst, wie er ihn nach ihrer sprühenden Lebendigkeit nie in diesem jungen Gesicht gesucht haben würde.

Nicht weit von ihr hatte sich ein junger Künstler ebenfalls an das Kopieren eines Bildes gemacht. Ein dandyhaftes, flottes Kerlchen in braunem Sammetrock, mit spitzem Bärtchen und kecker Miene. Er rief ihr, die gewiß schon längere Zeit kameradschaftlich neben ihm arbeitete, zuweilen auf französisch eine Bemerkung zu, die sie ebenso, aber hastig, als wolle sie sich nicht zerstreuen, beantwortete.

Hubert verstand nur Bruchstücke. Er, der die lateinischen und griechischen Klassiker in allen ihren Feinheiten begriff, der französische, italienische, englische Bücher las, war nicht im stande, der leichtesten französischen Plauderei mit seinem ungeübten Ohr zu folgen.

Das brachte ihn auf einmal wieder zu sich. Er hatte so lange in einer Art geistiger Lähmung vor einem Bilde gestanden, ohne auch nur zu wissen, was es darstellte. Jetzt, wie erwachend, machte er eine hastige Bewegung, fortzugehn. Da sah Charlotte auf, ihm ins Gesicht . . .

Ein paar Pinsel fielen ihm vor die Füße. Er bückte sich danach und überreichte sie ihr mit einer stummen Verbeugung.

Mechanisch nahm sie sie aus seiner Hand. „Mein Gott," sagte sie zweifelnd, „sind Sie's denn?"

Es war noch alles traumhaft, ihr Auge, ihre Bewegungen, ihre Sprache. Dann aber straffte sich ihr ganzes Wesen. Mit einem Blick auf das herumstehende Publikum, das mit unverhüllter Neugier der Erkennungsscene zugeschaut hatte, rief sie ihm zu: „Eine Sekunde. Ich bin gerade fertig. Wollte eben nach Hause."

Er trat zurück, wieder mit einer stummen Verbeugung. Wie? Er sollte sie sprechen? Das war ihm alles so über den Kopf gekommen. Was sollte er ihr sagen, wie sich verhalten?

Sie packte indessen eilig zusammen, reinigte flüchtig die Palette, steckte die Pinsel in ein Täschchen. Dann stieg sie von ihrer Stellage herab, gab dem Diener Weisung, das Malgerät zusammenzustellen, und nahm ihr Mäntelchen um.

Hubert bemerkte zu spät, daß er ihr dabei hätte behilflich sein müssen. Indessen der stutzerhafte Kollege in der braunen Sammetjoppe war flinker als er gewesen.

„Pardon!" rief Hubert beschämt. Aber sie schüttelte flüchtig den Kopf, als lohne sich's nicht, wegen dieser Lappalie ein Wort zu verlieren.

„Kommen doch morgen wieder, gnädigstes Fräulein?" fragte der Braunsammetne verbindlich.

„Vielleicht . . . ja, ich hoffe," sagte Lolo zerstreut.

Er verneigte sich, die Hacken zusammenschlagend, den Kopf auf die Brust gesenkt. „Darf ich um verbindlichste Grüße an Herrn Vater und gnädige Frau bitten?"

„Danke, Herr Baron! Adieu!"

„Au revoir, gnädiges Fräulein!" rief er hinter ihr her.

„So," sagte sie zu Hubert, „nun kommen Sie ein Stückchen mit, nicht wahr? Ich hab' mich nämlich wieder mal verspätet. Sie müssen mir noch sagen, wo Sie sich so lange verkrümelt haben. Sie waren ja wie von der Welt geblasen."

Das alles sagte sie ganz selbstverständlich herzlich, ohne Ziererei, ruhig und offen. Ihre schlanke, schöngebildete Gestalt ging an seiner Seite, behende und leicht. Ihre Kleidung, sehr einfach, ohne allen Schmuck, schien ihm das Non plus ultra von Eleganz. Bei jedem Schritt begleiteten sie das leise Rauschen des Seidenfutters, des seidenen Unterkleides, ein feiner, unendlich einschmeichelnder Wohlgeruch.

Hubert wußte nicht, womit er's entschuldigen sollte, daß er seinen Besuch noch nicht wiederholt hatte. Er schwieg also. Sie sprach lebhaft weiter.

„Denken Sie, Papa ist zweimal bei Ihnen gewesen. Das erste Mal hat er seine Karte dagelassen. Die haben Sie doch bekommen?"

„Nein," sagte er. Es war ihm klar, eine Nachlässigkeit oder eher eine Bosheit der Wirtin steckte dahinter. Dies Weib, das er in seiner gereizten Stimmung ein paarmal unwirsch angefahren hatte, rächte sich durch allerhand kleine Malicen.

„Nicht?" fragte Lolo ganz erstaunt. „Wie geht denn das zu?"

„Meine Wirtin, gnädiges Fräulein, verwöhnt mich nicht gerade durch Aufmerksamkeit."

Sie lachte hell auf. „Nein," rief sie, „das muß ja ein wahrer Satan sein! Als Papa das zweite Mal nach Ihnen fragte, hat sie ihm die Thür vor der Nase zugeschmissen."

Huberts Stirn war dunkelrot geworden. Es kochte in ihm vor Empörung. „Das ist ja —" murmelte er.

„Ja, aber warum ziehen Sie denn da nicht aus?" fragte sie unschuldig und sah ihn mit weichen Blicken an.

Er hob die Schultern. „Aus verschiedenen Gründen, gnädiges Fräulein. Ich habe mich nun mal an das Zimmer gewöhnt, ein Wechsel würde mich stören."

Sollte er ihr etwa sagen: Mein gutes Fräulein, ich habe Schulden bei dem alten Drachen und bin augenblicklich nicht bei Kasse?

Etwas unvermittelt fing er von ihrem Bilde an. Er lobte es. Eine ganze Weile habe er schon gestanden und ihr zugesehn.

Nun war sie ganz Feuer und Flamme. „Nicht wahr, es ist ein herrlicher Kopf? Wenn man sich so hineingräbt, möchte ich sagen . . . so beim Kopieren, wo man alles nachempfinden muß, man kommt gar nicht aus dem Entzücken. Gott! Die breite Stirn, frei, rein, der üppige Mund, und doch herb, zugepreßt — was hab' ich mir bei dem Kopf nicht schon alles denken müssen! Ich hab' mir eingebildet, daß sie unglücklich geworden ist — eben weil sie so charaktervoll aussieht. Die Leute haben es schwer —"

Ihm war die Schöne zu kalt, zu stolz. „Ich ziehe die Venus drüben vor."

Sie hob in komischem Entsetzen die Hände. „Um Himmels willen! Keine Götter! — Menschen!"

„Ei, warum keine Götter — wenn sie so schön sind?"

Sie lachte schelmisch. „Ja, wissen Sie, ich bin nämlich eine greuliche Ketzerin. Solche abstrakten Gesichter — nein! Eine Göttin der Liebe — stellen Sie sich das mal vor! Immer bloß lieben und schmachten und glühen — und keine Aufgabe, woran man sieht, daß man lebt!"

Sie sprühte wieder wie am ersten Abend. Ihr ganzes Wesen war durchdrungen von edlem Feuer.

„Sehn Sie, wenn ich des Morgens aufstehe und möchte zehnerlei zugleich thun . . o Gott! Und dann unter aller Arbeit kommt so ein Augenblick, wo man dem Leben so gewissermaßen auf den Grund sieht, wo man etwas zurücklegt für die Ewigkeit . . . Ich hab' es nie begriffen, daß die meisten Frauen eigentlich bloß von der Liebe und für die Liebe leben wollen."

Er hatte bei ihren Worten eine bittere Enttäuschung niederzukämpfen. Wochenlang hatte er sich eingeredet: ‚Du hast einen tiefen Eindruck auf sie gemacht.' Und jetzt sagte er sich: ‚Die hat bloß ihre Kunst im Kopf. An dich denkt die nicht.'

Etwas in ihm wurde hart und kalt. Es war nicht bloß verletzte Eitelkeit, verwundeter Mannesstolz. Es war etwas Besseres: diesem Mädchen hatte er sein Höchstes dargeboten — dessen er noch keine Frau würdig gehalten — und sie stieß ihn zurück!

Er war rachsüchtig. Nur wenn er eine Kränkung vergalt, kam er über das Gefühl der Erniedrigung fort. In seinen dunkeln Augen funkelte es sarkastisch, als sie gutmütig spottete: „Uebrigens Ihre Venus — na! So himmlisch sie gemalt ist — die hat ja ein Schafsnäschen und einen dummen Mund. Freilich, wenn eins sich immer bloß aufs Küssen spitzt —"

Er sah sie mit einem bösen Blick an. „Nuditäten sind ja auch gewöhnlich nicht der Geschmack der Damen."

Sie blickte ihm ganz erstaunt ins Gesicht und wurde rot.

Aha, also prüde! dachte er und erzählte, wie neulich eine Schar von jungen Mädchen wie auf Kommando „Augen links" gerichtet, weil rechts die unschuldige Nacktheit der Liebesgöttin von der Wand leuchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Kapelle S. Giovanni bei Rago.

Weihnachten am Gardasee.

Von

Johannes Richard zur Megede.

Mit Abbildungen nach Aquarellen von Wilhelm Hoffmann.

I.

„Am Lago maggiore, am Comersee — Schneesturm! ... am Garda selbstverständlich auch ..."

Das war eine verzweifelte Wissenschaft. Sie wurde uns von einem zuverlässigen Freunde um 3 Uhr morgens auf dem Stuttgarter Hauptbahnhof aufgetischt, während der Eiltrain, der uns nach dem sonnigen Süden entführen sollte, bereits draußen in der Schneeluft hohlpfeifend rangierte. Es war der 24. Dezember. Wir saßen unter einem flitterstrotzenden Weihnachtsbaum gestiefelt und gespornt mit Koffern und Taschen und brachen eben der „Abschiedspulle" den Hals. Etwas sank die Stimmung bei der Unglücksbotschaft.

„Dann werden wir wahrscheinlich schon im Arlberg sitzen bleiben."

„Oder auf dem Brenner; in Innsbruck soll der Schnee meterhoch liegen."

„... Hat auch seine Reize ... Die Rundreisebillets werden wir doch nicht verfallen lassen ..." Das letztere sagte ich, der etwas ärgerliche Skribent, der die Gardatour zusammengestellt und aufs wärmste empfohlen hatte. Alter tiefblauer Garda mit deiner immergrünen Oelbaumwildnis, deinen lachenden Limonengärten, deinen düsteren Cypressen — und den schneestarrenden Hochgebirgsgipfeln darüber ... ich sehne mich schon ein Jahrzehnt nach deiner klaren, warmen Flut und der unerbittlichen Sonne, die über ihr flimmert — und du thust mir das an!

Aber wir waren unser vier, hatten feuchtfröhlichen Abschied genommen — und waren entschlossen. Das mit dem Steckenbleiben, dem Hunger, der Kälte ließ sich schon ertragen ... doch wenn die Geister des Weines sich auch empfehlen sollten? Es war gut, daß diese schrecklichste Möglichkeit für trunkfeste Männer sich nicht weiter ausspinnen ließ, denn eben verkündete der graubärtige Portier auf gut schwäbisch:

„Eisteige nach Eßlinge, Plochinge, Ulm — Friedrichshafe ... heckschte Zeit!"

Alea jacta esto! Unser Rubikon war der Perron, den wir zu überschreiten hatten, um zu dem Klappcoupé I. Klasse zu gelangen, das uns nicht ganz zustand. Zuerst hatte sich der „Maler" es bequem gemacht — ein etwas behäbiger Herr mit einer goldenen Brille und dem unverwüstlichen Humor der alten Niederländer; er war bereit, jedem Schneesturm zu trotzen, wenn die Getränke nicht ausgingen. Schwieriger war das Haupt der Expedition — mein litterarischer Chef — der italienische Regiezigaretten über die Maßen haßte und den schäumenden Asti mit der kühlen Achtung des Pomeryknenners beurteilte. Ihm lag der fabelhafte Schneesturm etwas auf den Nerven. Der dritte, ein schwarzlockiger Jüngling, den der Maler und ich eigentlich nur des Ulkes halber nach Italien verführt hatten, empfand das gelinde Grauen des Riegereisten. Daß bei dem Orte, wo „Spätzle und Schinkewurscht" aufhörten, die Welt nicht mit Brettern vernagelt sein könne, war ihm vorläufig schleierhaft.

Mählich bezwang uns der Schlaf. Als trübgraue Dämmerungsschatten den schneeleuchten Wintertag ankündigten, war Ulm mit seinem Riesenmünster längst hinter uns. Das schwäbische Oberland dehnte sich in mürrischer Waldebene. Schwer kroch der Nebel die Coupéfenster entlang. Dann flogen die Türme von Ravensburg vorüber. Dahinter erhoben sich verschwommen graue Bergzüge, die das schwäbische Meer — den Bodensee — verdeckten. Wir schnallten die Reisedecken schweigsam zusammen mit den Katergefühlen, die Nachtfahrten stets im Gefolge haben. Langsam fuhr der Zug in Friedrichshafen ein mit einer weihnachtlichen Verspätung. Das Dampfboot, das uns bis Bregenz bringen sollte, zeigte seine dünne Rauchsäule noch gerade weit, weit im See. Das war der erste Unfall. Die Wasser lagen grau, öllig; in der unbewegten Nebelluft schossen und fließen die Möwen. So ins Welschland zu ziehen — niederdrückend!

Der litterarische Chef ermannte sich zuerst und versammelte uns zu einem Männertranke. Denn die Kobolde der Langweile fliehen enttäuscht, wenn der Giftkübel blinkt. Als nachmittags die Sirene des fälligen Dampfers heulte, waren wir überzeugt, daß die Welt im allgemeinen und der Bodensee im besonderen nicht umgeschaffen zu werden brauchten. Auf dem Wasser wehte es kühl und feucht, die Kielwelle rauschte schwer, aber die Möwen gaukelten mit scharfem Schrei über Deck und erspähten auch den kleinsten Bissen, den die Italienfahrer in die Flut warfen. Unser schwarzer Freund ergötzte sich daran sehr, und das Herz wurde ihm erst schwer, als am schneebedeckten Bergeshang Bregenz auftauchte. Schwarzgelbe Grenzpfähle — österreichische Kappis — die hechtgrauen Uniformen der Kaiserjäger ... Dort verschlang der Bodensee sein letztes Opfer, die ägyptischen Zigaretten, die ich dem litterarischen Chef durchzupaschen versprochen. Wie ich ihn haße, diesen graubärtigen Finanzer, der sie gefühllos zerbrach und versenkte!

Zur Weihnacht stiegen wir auf den Gebhardsberg. Das alte Mönchskloster starrte in Schnee und Eis. Um das riesige Gemäuer begannen die Abendschatten zu weben. Wo aber der Fels steil zu Thal stürzt, da standen wir lange. Aus der Tiefe grüßten die Dörfer, klangen die Glocken; dumpf rauschte die Ache, und im verschwimmenden Abendgrau hoben sich die weißen Alpengipfel des Rheinthales. Langsam versanken sie, von den Seenebeln verhüllt. Ueber der Tiefe wogte ein graues Meer. Das war eine wundersame Weihnachtsstimmung. Wenig fehlte, und wir hätten die längst entschwundenen Mönche gesehen, wie sie diesen Kalvarienberg in stummem Zuge heranzogen — mit einem wehmütigen Blick auf die Kinder einer glaubenslosen Zeit — um dann in der weißen Klosterkirche zu verschwinden, deren ewige Lampe hell flimmerte. Wir hatten Italien beinahe vergessen, auch den Schneesturm.

Am frühen Morgen strebten wir weiter dem Arlberg zu. Aber die Nebel zogen mit uns. Sie wallten über den Waldthälern, verhüllten die Gipfel. Und wenn ein Windstoß sie zerriß, schauten wir in jähe Tiefen mit winzigen Tiroler Häuschen, in weißen Schnee gebettet. Der Zug stöhnte, höher zu kommen über eine atemraubende Klamm, an schaurigen Abgründen vorüber, durch schwarze Tunnels, in denen der Lokomotivpfiff heulend klang.

„Gettern noch frisch und munter — und heute schon wieder Durst!" sagte der Maler und entkorkte eine Flasche Seewein.

Die Sonne stand im Zenit. Das kraftlose Licht färbte den Dunst; die Nebel wallten. Der Arlberg! — „Jetzt oder nie —" dachte ich. Hier war die große Wetterscheide. Als wir den Riesentunnel passiert hatten und in das Thal hinaussahen — schien's uns ein Wunder. Ueber den starren Bergriesen strahlte eine helle, frohe Wintersonne, der Firn glänzte, und scharf zeichneten sich die Felszacken gegen den klaren Frosthimmel ab.

Die Sonne hatte gesiegt, und sie blieb uns getreu — im Lande Tirol. Sie zog mit uns durchs Innthal mit seinen festen Schlössern — über den Brenner, dessen hochklimmende Tannenwälder im leuchtenden Schnee fast versanken — bis hinter Franzensfeste rissige Dolomitenhäupter lichtgebadet emporstiegen und Frühlingslüfte aus den Rebengeländen wehten. Und der Schneesturm? — Entweder hatten wir unwissentlich den Säumigen überholt, oder unser felsenfester Entschluß, ihn zu besiegen, hatte ihn verscheucht — es blieb bei einem poetischen Grinseln; von Angesicht zu Angesicht geschaut haben wir den weißbärtigen, heulenden Unhold nicht!

In Bozen meinte es die Feiertagssonne schon recht gut. Und als wir in Mori die uralte Völkerstraße von Süd nach Nord verließen, umfing uns weiche, warme Sommerluft. Noch ist's Tirol — Welschtirol genannt. Aber es ist der blaue, tiefe, italienische Himmel, der auf Rebenhügel und Olivenhänge herniederlacht — es sind die eigentümlich fahlgebrannten Südländergesichter, die flammenden

Straße in Rago.

Torbole.

Augen und die schnellverblühende Frauenschönheit — es ist der poetische Schmutz Italiens auf den bunten Alltagsgewändern, die düstere Ruinenhaftigkeit in den engen Ortschaften, die Bettelei, die Armut: die italienische Eigenart, die uns anzieht und zugleich abstößt. Von Mori schlängelt sich eine Dampftram durch die Bergwildnis. Denn nur wenige Kilometer vom behäbig-städtischen Orte beginnt eine Felsöde von wilder Majestät und Einsamkeit. Vor geraumer Vorzeit soll hier ein Bergsturz herniedergegangen sein, der das enge Thal mit riesenhaften Trümmern bedeckte. Da liegen sie noch heute, die grauen, verwaschenen, bemoosten Porphyrblöcke, in wunderlicher Form und Lage, wahllos hingestreut, der Schwerkraft spottend. Wenn der Mondschein über die Dolomitenwände sein totes Licht in dies Thal der Verwüstung gießt, dann liegt eine Todesstimmung über dem Ruinenfeld, das dem großen Dante so verloren, so schrecklich-schön vorkam, daß ihm hier der Eingang zur Unterwelt deuchte.

Zwischen haushohen Blöcken keucht die kleine Lokomotive ewig heulend aufwärts an Loppio vorbei, das im Kessel an einem kleinen, toten Bergsee sich hinstreckt.

Und dann hat man das unbehagliche Gefühl, die Tram müßte sich in diesen Felshöhen verlieren, die das Thal hier einschnüren und kaum den Rebenlauben Platz lassen, zwischen denen sie sich in kühnen Spiralen bergauf und bergab durchwindet. „Nago!“ avertiert der Schaffner.

Aber wo ist der See? Wir steigen aus, wie's das Reisehandbuch vorschreibt, weil wir nach Torbole hinunter wandeln wollen. Der Schwarzlockige sieht sich um, als wenn die ganze Reise ein dummer Witz wäre. Sonne liegt auf den Höhen des Monte Baldo; der breite Bergbuckel blitzt im Schneeglanz. Und Nago, ein kleines italienisches Nest, begraben in Weinbergen, Olivenhainen, macht ein gar festtägliches Gesicht. Die Luft ist klar und rein und warm, die Leute sind geschmückt, aus einem alten Park ragt immergrünes Gebüsch über die rissige Mauer. Man denkt an hellgrüne Maien und Pfingsten in Deutschland. Aber der Ort selbst, den wir durchqueren, zerstört wieder die Illusion. Das sind die engen, kühlen, alten italienischen Gassen mit einem unbeschreiblichen Hauche von Verlassenheit. Auch hier in Südtirol noch scheint alles Vergangenheit, Geschichte — die Kirche, die Heiligenbilder, die steinernen Häuser mit den geschlossenen Läden. Immer möchte man fragen: wer hat da gewohnt? — niemals: wer wohnt da? Auf steilem Hügel über dem Ort ragt ein verfallenes Kastell. Die Straße verläßt Nago. Ein österreichisches Sperrfort liegt vor uns — ein Thor. Der schwarzlockige Jüngling sieht mich fragend an, der litterarische Chef zieht nachdenklich an seiner Zigarette, der Maler schaut nach dem alten Nest zurück, aus dem sich die uralte Kirche so malerisch hebt. Ich atme auf. Drei Schritte noch . . .

Vor uns liegt der Garda — tief unten, eingerissen im Hochgebirge, tiefblau, warm, wie er allein! Denn den Zauber der Farbe besitzt keiner seiner oberitalienischen Seebrüder wie er. Er ist der wenigst bereiste — und er ist der schönste Alpensee. Wer ihn von Fort Nago zum erstenmal schaut, wie ihn die Sonne küßt und die Bora die Azurflut kräuselt, der vergißt ihn nie. Schmal nur scheint die Wasserzunge, in die der blaue Riese hier ausläuft. Denn zur Rechten und zur Linken heben sich gewaltige Alpengipfel, jäh aufsteigend, aus der Flut, nackt, wild, ungezähmt bis zu dem schneeglänzenden Scheitel. Und als Bindeglied scheint das Felshaupt des viel niedrigeren Monte Brione zwischen sie geschmettert, damit er das Thal der Sarca vor den Seefluten schütze. Nur zwei schmale Thalstreifen führen an ihm vorüber — hart unter uns die Mündung der Sarca, des größten Gardaflusses, und weiter drüben auf der andern Seite, an der Bucht von Riva weiter, eine Ebene, die bis Arco geht. Das berühmte Bad mit seiner Kastellruine im herrlichen Felskessel schützt der Monte Brione vor den Seewinden, aber er entzieht ihm auch den wunderbaren Anblick der blauen Flut.

Langsam stiegen wir auf eingesprengter Felsstraße zum See hinunter. Schier endlos, breiter und breiter ausladend, scheint sich das Wasser zu dehnen, bis zur lombardischen Ebene, mit der seine blauen Linien verschwimmen. Den Maler zog's nach Torbole, das in der äußersten Ostbucht am Fuß des Monte Baldo fast versteckt liegt. Die Künstler lieben alle das völlig italienische Nest. Der eilige Tourist ahnt kaum den Reichtum von pittoresker Architektur, Verfallenheit, abwechselnd mit wilden Felsschluchten, in deren Steinboden der Oelbaum doch die zähe Wurzel zwängt, an deren Steilwänden sich doch die Rebenterrassen emporgezogen haben. Dort in Signore Schwingshacfels Gardahotel ließen wir müden Wanderer es uns wohl sein. An der Seeterrasse vor dem Speisesaal wiegten sich düstere Cypressen im Wind, und die Lichtreflexe vom See selbst spielten — ein unruhiges Gewimmel auf den Wänden. Die Lachsforelle, der edelste Gardafisch, ward uns vorgesetzt. Dort in der echt-deutschgemütlichen Behausung, die eine reizende Boznerin mit schlanken Gliedern und dunkeln Augen noch anziehender machte, entschied der Maler, daß das Leben doch Wert habe, und durchstöberte die Weinkarte nach einem feurigen Tiroler; der litterarische Chef klopfte mir auf die Schulter: „Wenn's so weiter geht, dann alle Achtung!“ Der schwarzlockige Jüngling aber, der alle Wissenschaft in seinem Reisehandbuch mitschleppte, belehrte uns wie folgt:

„Der Gardasee steht an Schönheit keinem der oberitalienischen Seen nach, übertrifft sie aber an herrlichen Farbenwirkungen und meerähnlicher Flut. Er ist der größte dieser Alpenseen, 55 Kilometer lang, 5 bis 18 Kilometer breit und an vielen Stellen über 300 Meter tief. Nur die Nordspitze mit der Bucht von Riva gehört zu Tirol, das übrige zu Italien. Er hat sehr regelmäßig wehende Winde, welche die Schiffahrt erleichtern, doch vermag er bei Sturm aufzubrausen wie die Fluten des Meeres. Völlig unbewegt erglänzt er in reinster Azurbläue. Er war schon von den Römern hochgeehrt, die viele Landhäuser an seinem Ufer errichteten; er ist fischreich, warm und hat noch viele Tugenden mehr.“

Wir gingen früh zu Bett. Für mich war es ein fast wehmütiges Gefühl, als nach zehn Jahren die Cypresse wieder an mein Fenster rauschte, und die italienischen Zollkutter ihre Scheinwerfer in breiter, dunstiger Lichtwoge über den See spielen ließen, der silbergrau, murmelnd zwischen den scharf umrissenen Bergkuppen lag.

Schon mit dem frühesten durchstöberte der Maler Torbole nach Motiven. Es

Partie aus Torbole.

Station Maleßne.

seien ihrer fast zu viele, klagte er. Dann versuchten wir, hart über dem Ort hinaufklimmend, den Monte Baldo zu meistern, der als breiter, vielgipfliger Bergbuckel über 2000 Meter aus dem See emporsteigt und das Ostufer bis zur lombardischen Ebene begleitet. Totes, graues Geröll, ein Fels- und Trümmerchaos, fast grotesktiger noch, stummer als bei Loppio, bezeichnet den Anstieg. Keine Spur von Vegetation — nur Moose; kein Laut — nur weichendes Gestein; keine Aussicht — nur starre Felswände. So steigt der gewundene, schwierige Pfad bis zur ersten Terrasse, die er durch ein schmales Felsenthor erreicht. Dort oben wuchert üppiges Gestrüpp. Der schwirrende Flug des Steinhuhnes ist vernehmbar; in der Tiefe streckt sich der See, sonnenbeglänzt, einsam, wie eine leuchtende Silberplatte. Ueber die schroffen Bergwände des Monte Giumella, die ihn drüben einzwängen, vermag man hier noch nicht zu schauen; da muß man bis zum Baldogipfel steigen, der, nun sanft sich hebend, schneebedeckt über uns liegt, aber noch eine fünfstündige Wanderung durch Tann und Firn verlangt. Der Maler, der seinen photographischen Apparat mit sich schleppte, war dagegen, der schwarzlockige Jüngling auch. — So ging's über Nago wieder hinab — diesmal durch die Region

Wäscherinnen in Maleßne.

der Weinberge. Es war der zweite Feiertag, und nur der Schnee auf den Bergen weckte uns zuweilen die Weihnachtsgefühle. Die Sonne und der See lächelten Frühling. Den Abend feierten wir in Torbole. Tamanini, der italienische Arzt, präsidierte. Der Schneider des Ortes sang mit wohlgeschulter Stimme Volkslieder, auf der Guitarre begleitet von dem grauen, schweigsamen Polidoro, dem Südfrüchtehändler. Der Asti perlte. Der litterarische Chef ging mit leuchtenden Augen und vollem Kelch zu jedem, um die Nagelprobe zu trinken. Um ein Uhr verriegte der Asti — wir verlangten nach dem feurigsten Tiroler. Der schwarzlockige Jüngling entschlief, und der Chef begann, die italienischen Melodien mitzusummen, bis sie leiser und leiser wurden und er auch verstummte. Ich hatte mich geschont. Der Maler aber hielt mannhaft aus bei Gesang und Guitarrenklang, die letzte Säule unter den Italienern, die des Zechens so kundig waren wie wenig Deutsche. Er vermochte sogar noch dem Doktor zu lauschen, der, von Begeisterung hingerissen, mit pathetischer Geste und hallender Stimme eine Scene aus Dante deklamierte. Dann kam der schwarze Kaffee. Ich erlebte ihn nicht mehr . . . Am frühen Morgen wollten wir nach Malcesine.

Aus diesem Morgen wurde Mittag. Die Sonne lag in heißer Glut auf dem See. Das leuchtend blaue Wasser schäumte unter der Bora zu weißen Wellenkämmen empor, doch an der Landungsstelle wiegte sich träumerisch das Boot auf der krystallhellen Flut, so wunderbar klar bis auf den Felsgrund, daß das Schiffchen in der Luft zu schweben schien. Am Monte Baldo entlang ging die Fahrt. Nur ein mühseliger Saumpfad führt da am schroffen Felsenhang. Italienische Fischerdörfer glitten vorüber, eingepreßt zwischen den steilen Olivengärten und dem blauen See. Er beginnt sich zu weiten; zögernd weichen die hohen Bergwände zurück. Auf vorspringender Felsplatte hebt sich eine zinnengekrönte Feste. Es ist das alte Venetianerkastell von Malcesine, um das die hohen grauen Häuser des italienischen Ortes sich drängen, eingehegt von emporsteigenden Olivenwäldern und weiten Parks mit den weißen, geschlossenen Palastvillen der Veroneser Aristokratie. In einen geräumigen Hafen fährt der Dampfer. Segelbarken mit rotgelbem Takelwerk, Ruderboote mit Sonnendach, geschaukelt von der Kielwelle des Dampfers, welche die Wasser an der Quaimauer wild emporzischen läßt. An der Piazza eine farbenfrohe, schwatzende Menge. Der Ort, einer der bedeutendsten am Ostufer, war früher ein Hauptstützpunkt der venetianischen Macht am See, deren Galeeren ihn bis Riva furchten. Jetzt ist das Schloß eine Zollwächterkaserne, und nur Ruinen gemahnen im Orte selbst an den einst allmächtigen Löwen von San Marco. Arm und verfallen ist er wie all die italienischen Nachbarn; nur wenn die vornehmen Villen ihre Jalousien öffnen und die Parks voll südlicher Gewächse sich den reichen Nobili aufthun, scheint ein Schimmer von dem alten Glanze an den Gardasee zurückzukehren — es ist nur Schein!

Immer weiter beginnt sich der See auszubuchten — Torri — Garda — Bardolino . . . In sanftem Hange fällt der Monte Baldo zur leichtgewellten Ebene ab. Auch drüben auf dem Westufer weichen die Felsenhöhen immer weiter zurück. Kaum ist's noch ein See; wie das Meer flutet die tiefblauen Wasser. Was, wie manche glauben, der See früher gewesen sei, ehe ihn Moränestürze abschnitten: eine riesige Bucht des Adriatischen Meeres, das glaubt der Gardafahrer hier gern.

Aber den vollen Eindruck des Meeres, das seine Bucht bis tief in das Herz der Alpen schickt — hat man erst von Sirmione. Da, wo der See sich am mächtigsten weitet und mit dem Horizonte der lombardischen Ebene sich zu mischen scheint, streckt sich eine schmale Landzunge weit in die Azurwogen. Ein Olivenhügel schließt die Halbinsel gegen den See ab. An diesen Hügel lagert sich das Fischerdorf, überragt von einem Riesenkastell der Skaliger — einst Veronas mächtigstes Geschlecht. Bis an die uralten Mauern spülen die Seewasser. Aber der kleine Hafen ist versandet, Schilf drängt sich hervor. Einsam liegt die Burg, in deren Höfen einst der Tritt vieler Reisigen wiederhallte, von deren Zinnen das Fanal weithin über den See leuchtete. Die ganze Bucht, die Düsternis des Mittelalters ruht auf dieser mächtigen verfallenen Burg, die einst das Nest unten züchtigte oder schützte nach Gefallen. Manchen ist diese Erinnerung zu feudal — sie steigen den Olivenhügel hinan bis zu einem merkwürdigeren Bauwerk — den Bädern des Catull. Wo der immergrüne Hügel in schroff abfallendem Fels in den See hinausspringt, heben sich aus dem Olivenwalde die gigantischen Trümmer. Verfallene Gewölbe mit grünüberwucherten Bogen, riesige Säle, Stützpfeiler, Mauerwerk — tief unten ein Gewirr unterirdischer Gänge: das ist hier die mächtigste Erinnerung an das Römertum; ob's eine Riesentherme war, die zu einer zerstörten Villa von märchenhafter Pracht gehörte, oder ein öffentliches Bad, die Schwefelquellen dienstbar zu machen, welche jetzt einen Kilometer weiter mitten im See sprudeln — wer weiß es? Die Ueberlieferung meldet, daß sich hier ein Lusthaus des römischen Dichters Catull erhoben habe, der Sirmione im Liede als die Krone der Halbinseln preist. Wer hat recht!? Auf der Felswand stehend, schauten wir fast geblendet über die märchenhaft blaue Flut, die tief, leuchtend dem Meere gleich sich breitet und in die Hochalpengipfel sich gesprengt zu haben scheint mit derselben schaumgekrönten Brandungswelle, die auch jetzt, im Sonnengelde plätschernd, blaudäugig den Fels von Sirmione benagt.

Von den Hesperidengärten des Westufers ein andermal!

Sirmione.

„Villa des Catull".

Das Bismarck-Denkmal in Kiel und sein Schöpfer.

Von

A. Römer.

(Siehe die Abbildungen Seite 192.)

Nun hat auch Schleswig-Holstein ein Bismarck-Denkmal. In Kiel ist es errichtet, um für alle Zeiten ein ehernes Zeugniß zu bilden, wie in erster Reihe Bismarcks Staatskunst das meerumschlungene Land „up ewig ungedeelt" dem deutschen Vaterlande zurückgewonnen hat.

Harro Magnussen war dazu ausersehen, dem Denkmal Gestalt zu geben. In der That giebt es wenige Bildhauer, die für diese Aufgabe berufener gewesen, und kaum einen, der mit größerer Liebe an die Darstellung des alten Recken vom Sachsenwalde herangegangen wäre. Denn gerade Magnussen hat sich immer wieder mächtig angezogen gefühlt von der ausdrucksvollen, lebendigen Kraft, die Bismarcks Haupt verkörpert. So ist der Altreichskanzler der Lieblingsgegenstand seiner formenden Kunst geworden; in etwa vierzig verschiedenen Darstellungen, in Statuen, Statuetten, Büsten und Reliefs, hat Magnussen sein Vorbild festzuhalten gesucht. Die lebensvolle Büste mit dem Schlapphut, die rechts auf dem Atelierbilde hervortritt, ist tausendfach vervielfältigt worden und in alle Welt gegangen; so schmückt sie zum Beispiel den Park der deutschen Kolonie in Moskau. Die letzte Büste, die überhaupt nach der Natur geschaffen ist, modellierte der Künstler im vergangenen Jahre zu Friedrichsruh; sie steht auf dem Atelierbilde in der Galerie bekannter Persönlichkeiten links an der zweiten Stelle; mehr als in allen andern sind hier in dem Kopfe Bismarcks die Spuren des Alters ausgeprägt.

Das Kieler Denkmal hat seinen Platz vor dem Gymnasium, einem Backsteinbau; der Blick des ehernen Kanzlers ist auf den Kriegshafen gerichtet. Um den glattgeschliffenen Unterbau des wuchtigen roten Granitsockels schlingt sich als Bronzerelief die schleswig-holsteinische Doppeleiche, deren Geäst auch auf die Seitenflächen übergreift. Der Granitwürfel, der den Hauptteil des Sockels bildet, ist grob behauen und wirkt dadurch heller; vorn trägt eine schmale Bronzeplatte den Namen „Bismarck" in römischen Majuskeln. Oben umkränzt den Sockel ein dichtes Lorbeergeflecht. Auf diesem Postament, an dessen Gestaltung der Architekt Frembgen mitgewirkt hat, steht in Erzguß die Kolossalfigur des Reichsbegründers imposant und gewaltig da. Barhäuptig, im Interimsrock, die Linke am Griff des kräftig aufgestützten Pallasch, ist Bismarck hier etwa so gedacht, wie er vor dem Reichstag in großen Momenten als Redner erscheinen mochte. Wie blitzt da das Auge unter den buschigen Brauen, und hingerissen von bezwingender Energie ballt sich die rechte Hand zur Faust zusammen. Es ist der thatkräftige, echte, ganze Bismarck, den dieses Standbild vor Auge und Seele führt.

Der Schöpfer des Denkmals, Harro Magnussen, ist am 14. Mai 1861 zu Hamburg geboren; sein Vater war Maler und hat die Holzschnitzschule in Schleswig begründet. Auch der Sohn wollte sich anfangs der Malerei widmen und besuchte während eines Lustrums die Münchener Akademie. Erst vor zehn Jahren erwachte sein plastischer Sinn, und Magnussen entwickelte sich nun im Meisteratelier von Reinhold Begas zum Bildhauer. Was er seitdem in frischer Schaffenslust entworfen und gestaltet hat, davon giebt unser Atelierbild, das ihn selbst hinter dem Hilfsmodell des Kieler Bismarck-Denkmals im Arbeitskittel zeigt, einen kleinen Ueberblick. Neben dem gewaltigen Kanzler ist es vorzugsweise die Gestalt Friedrichs des Großen, an der der Künstler seine Charakterisierungsgabe erprobte. Eine lebensgroße Gruppe, der Weise von Sanssouci in seinen letzten Tagen, brachte Magnussen 1892 in Berlin die kleine goldene Medaille ein. Ansehnlich ist die Reihe bekannter und hochgestellter Zeitgenossen, deren äußeres Bild er der Nachwelt überliefert. Neben fürstlichen Personen erscheinen hier der gemütvolle Klaus Groth, der Marschendichter Allmers, die launigen Poeten Johannes Trojan und Heinrich Seidel, hier Gustav Spangenberg, der den „Zug des Todes" so ergreifend gemalt hat, dort der scharf markierte Kopf des Kunsthistorikers Zimmermann und die durchgeistigten Züge eines schlichten Gelehrten, des physiologischen Chemikers Hoppe-Seyler. Ein Entwurf zeigt im Talar die Gestalt des Honterus, des Reformators von Siebenbürgen, dessen Denkmal Magnussen für Kronstadt auszuführen hat. Und eine andre Skizze — sie steht in der Atelieransicht auf dem Kamin — stellt den Grafen Anton Günther von Oldenburg auf einem Pferde dar, dessen Schweif und geflochtene Mähne bis zur Erde hinabreichen. Dem Grafen verdankt Oldenburg, daß es vom Dreißigjährigen Kriege verschont blieb. Den heranrückenden Heerführern ritt er entgegen, beschenkte sie mit Pferden und legte ihnen dringend ans Herz, nun auch Kehrt zu machen. Das Monument dieses Grafen wird eine Aufgabe sein, die den reichbegabten Künstler noch in Zukunft erwartet.

Moderne Lyrik.

Christnacht in den Alpen.

Zur Christmette geht's mit Laternenschein
In die schneekalte Winternacht hinein,
Durch den schlummernden Tannwald zu Thale.
Die beiden Kleinsten mit trippelndem Schritt
Den Eltern voran; man nimmt sie mit
Dies Jahr ja zum ersten Male.

Und sie wissen doch von den Geschwistern her,
Dem Sepp und der Liesl, die wonnige Mär
Von der Feier im Dorfe da unten.
Es schwebte so oft ihnen nachts durch den Traum
Der Engelgesang und der Lichterbaum
Mit den Lilien und Rosen, den bunten.

Nun halten sie sich an den Händen beid',
Die kleinen Herzen voll Seligkeit
Und doch mit geheimem Bangen.
Laut knirscht der Schnee unter jedem Tritt,
Und im Walde da klingt und rauscht es mit,
Wie sie schweigend hindurchgegangen.

Die Augen schweifen nach rechts und nach links,
Die furchtsamen blauen, — ein Zauberwald rings! —
Und sie denken all der Geschichten,
Die abends die Ahne beim Feuerschein
Von der heiligen Weihnacht den Kinderlein
Aufs neue stets mußte berichten.

Von den Engeln, die mit dem Christuskind
Unterwegs vom Himmel zur Erde sind:
— „Hörst du ihre Flügel nicht rauschen?" —
Von den Tieren, die diese eine Nacht
Von dem Schöpfer mit menschlicher Sprache bedacht:
— „O könnten wie eins nur belauschen!" —

Doch sie horchen und schaun: nur der Sterne Pracht
In der schweigenden, einsamen heiligen Nacht
Ueber schneeigen Alpenfirnen.
Die hütet das große Geheimnis der Welt,
Und nichts als ein Lächeln des Mondes fällt
Auf die Unschuld der Kinderstirnen.

Adelheid Stier.

Stumme Liebe.

Wir gehn zu Spiel und Tanz wir zwei,
Du lachst wie ein fröhliches Kind dabei.
Du schaust mir sorglos ins Angesicht:
Daß ich dich liebe, ahnst du nicht.

Du lachst mit den andern viel mehr als mit mir,
Und bin ich gegangen, was gilt es dir?
Du trägst all mein Glück, all mein jubelndes Sein, —
Meine stumme Liebe trag' ich allein.

Carl Bulcke.

Lenz im Winter.

Schnee und Eis bedecken wieder
Flur und Wald und Berg und Thal;
Scheint die Sonne auch hernieder,
Ohne Macht ist doch ihr Strahl.

Auch mein Herz, voll schwerer Trauer,
War in Gram und Leid erstarrt;
Ach, wie hat in bangem Schauer
Es auf seinen Lenz geharrt.

Und du kamst! Ich sah dein Lächeln,
Hörte deiner Stimme Klang:
Linde Lüfte fühlt' ich fächeln,
Und des Eises Rinde sprang.

Und nun sprießen neue Blüten,
Neue Lieder in der Brust,
Draußen mag der Winter wüten,
Hier ist Liebe, Lenz und Lust.

Franz Blume.

Wer da lebt in Einsamkeit.

Wer da lebt in Einsamkeit,
Den sollst du nicht kränken,
Denn er hat zu viele Zeit,
Bittern nachzudenken.

Und wer frisch im Strome ist,
Frei von Sorg' und Leiden,
Wolle ihm die kurze Frist
Seines Glücks nicht neiden.

Clotilde von Schwartzkoppen.

Beim Diner.

Wir saßen festlich in der Tafelrunde,
Ihr liebes Angesicht mir gegenüber.
Verstohlen hing mein Blick an ihrem Munde,
Nichts sah mein Auge rings im Kreise lieber.

An einen heimlich flüchtigen Kuß ich dachte,
Der mich beglückte noch vor einem Stündchen.
Ob sie's geahnt? — sie nahm das Glas und lachte
Und spitzte nach dem Schaumwein süß ihr Mündchen.

Paul Baehr.

Der Karpfen.

Von

Robert Pohl.

Als die fünf Exminister des Exkönigs Karls X. nach Ham abgeführt wurden, konnte die Eskorte sie nur mit Mühe vor der Wut des Pöbels schützen, der unaufhörlich brüllte: „Nieder mit den Ministern! Werft Polignac ins Wasser!" Einer der vier andern Minister sagte diesem: „Es scheint, daß Sie von uns der populärste sind!" An diese Anekdote muß ich denken, wenn ich von jenem Fische rede, der in diesem Aufsatz behandelt werden soll. Der Karpfen ist wohl der populärste Fisch Europas, aber der arme Teufel zahlt seine Popularität, die hüben und drüben zu überhaupt teuer erkauft werden muß, mit seinem Leben. Wie heißt es in dem alten G'stanzl vom Butterl? „Er schmeckt halt gar so gnat!" — notabene in den Monaten mit R! Der Karpfen ist die Zierde großer Tafeln, und selbst der holde Weihnachtsabend würde in manchen Gegenden ein wenig von seinem fröhlichen Zauber einbüßen, erschiene auf dem festlich gedeckten Tische nicht auch ein schönes Exemplar von Cyprinus carpio in irgend einer von der sachverständigen Hausfrau gewählten Form. Bei der allgemeinen Beliebtheit des Karpfens — seit ungefähr zwanzig Jahren hat er sich als Zucht- und Speisefisch auch in Amerika eingebürgert — wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er nach und nach auf den Aussterbe-Etat gesetzt würde. Dem steht nun einerseits die immer ausgedehntere künstliche Zucht in Teichen und Weihern, andrerseits seine ungeheure Vermehrung entgegen, die selbst mit dem Appetit der karpfenspeisenden Menschheit gleichen Schritt hält. Der Naturforscher Vogt erzählt, daß der Rogen des Karpfen oft schwerer wiegt, als der Fisch selbst, und daß er bei manchen über 700 000 Eier enthält. Von dieser Fruchtbarkeit stammt auch sein Name, der von dem Worte „Καρπός" (Frucht) abgeleitet wird. Er ist der Patriarch der großen Cyprinoidenfamilie, die gegen achtzig Arten zählt.

Die Karpfen sind leicht zu erkennen an ihrer beweglichen runden und stumpfen Schnauze, woran rechts und links je zwei fleischige Bartfäden hängen, an der langen Rückenflosse, dem hoch gewölbten Rücken, dem gesenkten Bauche und den großen, breiten Schuppen. Die Kinnlade ist zahnlos, dagegen der untere Schlundknochen mit dicken Zähnen versorgt; die Zunge — Feinschmecker wissen sie als besonderen Leckerbissen zu schätzen — ist glatt und der Gaumen mit einer reizbaren, weichen und dicken Substanz ausgefüllt. Ein auffallendes Merkmal besitzt der Karpfen in seinen Flossenstrahlen, die stark gezähnelt sind, und außerdem in einer Stachelspitze, die je aus dem zweiten Strahle der Rücken- und der Afterflosse hervorragt. Der Karpfen ist ein großer Phlegmatikus, ein die Ruhe über alles liebender Faulpelz, und hält sich aus diesem Grunde nicht gern in scharf schießenden Strömungen und reißenden Plätzen auf; er bevorzugt stille Tümpel, stehendes oder doch träg fließendes Gewässer und Teiche und Weiher mit lehmigem Untergrunde. Dort wählt er sich gern in den Schlamm hinein oder schleicht gemächlich im Schilfe und auf weichen, verwesenden Wasserkräutern, die den Boden bedecken. Da sucht er seine Nahrung. Man kann nun nicht gerade behaupten, daß er sehr wählerisch sei; er frißt einfach alles, was ihm vor das Maul kommt, Insekten, Larven, Würmer, Schlamm, faulende pflanzliche und tierische Stoffe, und so muß er es sich gefallen lassen, daß man ihn das „Schwein unter den Süßwasserfischen" benennt. Das stört ihn allerdings nicht besonders; er wird bei diesem Leben dick und fett, erhält ein Gewicht bis 20 Kilogramm und mehr und kann ein methusalemisches Alter erreichen. Ist doch im Juli 1881 in den Teichen des Schlosses von Fontainebleau ein Karpfen — Fanny hieß er — gestorben, von dem behauptet wurde, daß er zur Zeit der Regierung Franz I. (1515—1547) dem Ei entschlüpft sei. Ein dokumentarisch sicher gestelltes Alter besaß aber jener würdige Karpfengreis, der im Jahre 1886 in der Spree gefangen wurde, einen Meter lang und 78 Centimeter breit war, etwas über 18 Kilo wog und am Unterkiefer einen Ring trug, auf dem sich Eingravierungen befanden, die vom Roste zernagt und daher nur unvollständig zu entziffern waren; immerhin konnte so viel festgestellt werden, daß dieser Ring dem Fische im Jahre 1618 in Haselhorst umgelegt wurde. 268 Jahre lang hat sonach dieser Karpfen des Lebens ungemischte Freude kennen gelernt. Bei der Fischausstellung in Stralsund im Jahre 1881 wurden von der Gutsverwaltung des Grafen Preising-Lichtenegg-Moos drei Stück hundertjährige Karpfen in dem Schloßteiche ausgestellt. Mein Gewährsmann, Herr August Hawlitschek in Wien, entwirft kein besonders verführerisches Bild von ihrer Schönheit. „Die Haut war runzelig und aufgesprungen und der Kopf fast so groß wie der eines Kalbes. Länge 1 Meter." Wenn ich noch eines sagenhaften Karpfen Erwähnung thue, der im Jahre 1711 bei Frankfurt a. Oder gefangen wurde, 9 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 70 Pfund an Gewicht gehabt haben soll, so geschieht dies nur der Vollständigkeit halber, ohne daß ich mich für die faktische Existenz dieses kleinen Walfisches gerade verbürgen möchte. Notorisch ist eben, daß der Karpfen sehr alt werden kann. Er hat aber nicht nur

ein langes, sondern auch ein sehr zähes Leben und läßt sich, in feuchtes Moos verpackt, ohne Nachteil tagelang transportieren, wenn man ihm nur ein Stückchen Brot, das mit Essig oder Branntwein befeuchtet ist, in den Mund steckt und dasselbe von Zeit zu Zeit durch ein frisches ersetzt. Im Winter packt man ihn locker in Schnee, worin er zwar erstarrt, aber gleich wieder auftaut, sobald man ihn vorsichtig ins Wasser legt. Werden Weiher, in denen Karpfen gezüchtet sind, abgelassen, so verwühlen sie sich gern tief in den Schlamm und bleiben so lange am Leben, als dieser seine Feuchtigkeit behält; daher kommt es auch, daß scheinbar ausgeleerte Teiche plötzlich wieder mit Karpfen besetzt erscheinen. Um solchen Fischen, die in schlammigen, moorigen Teichen, Gräben und ähnlichen Gewässern gefangen wurden, den eigentümlich faulen und modrigen Geschmack zu nehmen, braucht man im Kochen nur Brotrinde in den Kessel zu werfen, die den widrigen Beigeschmack an sich zieht; auch kann man derartige Fische einige Stunden vor dem Kochen in pulverisierte Holzkohle oder in reines Brunnenwasser, mit Holz und Kleie gemischt, legen. Man wäscht sie hernach ab und wiederholt das Verfahren, bis das Wasser nicht mehr schleimig aussieht. Noch einfacher ist es, den Fisch lebend einige Zeit in frischem, reinem Wasser aufzubewahren. Das gilt auch für andre Cyprinoiden, wie zum Beispiel Schleien, Brachsen und so weiter. Die Laichzeit des Karpfens fällt in die Monate Mai und Juni. Man glaube aber ja nicht, daß ihn um diese Zeit die Flammenglut der Leidenschaft durchloht; o nein, auch da bewahrt er die ihm eigentümliche Ruhe und Besonnenheit, streicht kaltblütig lange überlegend und suchend am Ufer hin und her, bis ihn eine besonders stille und seichte Stelle veranlaßt, den Laich abzusetzen.

Es giebt verschiedene Spielarten des Karpfens; die schönste ist der Spiegelkarpfen, der zwischen drei parallelen Reihen großer schillernder Schuppen längs des Rückens und der beiden Seiten einzelne nackte Stellen aufweist. Der Sattelkarpfen hat nur eine solche Schuppenreihe; fehlt auch diese, so nennt man ihn Lederkarpfen, auch Schleikarpfen, Glatt- oder Goldkarpfen. Wie bei den meisten Fischen richtet sich auch beim Karpfen die Körperfarbe nach seinem jeweiligen Aufenthalte, sowie nach der Wasser- und Bodenbeschaffenheit. Der Rücken ist bald dunkelbraun, bald blaugrün, spielt auch oft ins Schwärzliche, während die Seiten messingfarben, hellgelb und weißlich schimmern. In Teichen, wo der Karpfen gezüchtet wird, fängt man ihn gewöhnlich durch Ablassen des Wassers; wo dies nicht thunlich ist, auch mit dem Streich- oder Zugnetz. In Seen werden große Fischreusen von Draht, Netz oder geflochtenen Weiden versenkt, in die die Fische hineinschwimmen, ohne den Ausgang wieder zu finden. Im dichten Schilfe werden Durchhaue gemacht und in die Gänge die Reuse gelegt; auch da ist der Fang oft sehr ergiebig. An die Angel geht der Karpfen, besonders der alte, an Erfahrung reiche sehr selten, und viel Geduld und Ruhe gehört dazu, ihn zu überlisten. Für Sportfischer ist dieses Angelvergnügen nur ein mäßiges. Im Winter ist überhaupt jeder Angelversuch vergeblich; der Karpfen ist dann aus seiner Lethargie nicht herauszubekommen — er liegt eingebettet im Schlamm und rührt sich nicht. Im Sommer dagegen, bei durchwärmtem Wasser und bedecktem Himmel — ein feiner Sprühregen ist sehr günstig — kann man in den Morgenstunden bis zehn Uhr und auch bei Sonnenunter-

Aufnahme des Hofphotographen Bieber in Berlin.
Bernhard Pollini.

gang auf einen Fang rechnen. Gutes, verläßliches und doch feines Angelzeug ist dazu ebenso nötig wie Vorsicht und kaltes Blut. Den Angelhaken wähle man nicht zu groß, etwa Nr. 4 oder 5, damit er vom Köder (Regenwurm, Schweizerkäse, mit Honig abgeknetete Semmelkrumen, Malz, halbgare Erdäpfel oder gekochte Erbsen) ganz verdeckt ist; stark und fest muß der Haken sein, damit er den oft harten Kampf aushält. Einige Zoll über dem Haken befestige man ein kleines Senkblei, das den Köder aufliegend auf dem Boden erhält; ein Floß (Kork) ist bei der Karpfenfischerei angezeigt. Man kann auch drei, vier und mehr derartig armierte Angelruten in größeren Abständen schief am Ufer so in die Erde stecken, daß der Köder noch ziemlich weit ins Wasser zu liegen kommt; die an der Schnur angebrachten Flosse geben genau die Stellen an, wo er sich befindet. Der Angler kann nun aus gewisser Entfernung die ganze Reihe der Ruten überwachen und erkennt am Zucken des betreffenden Floßes, wo sein Eingreifen nötig ist. Man muß aber mit dem Anhauen warten, bis das Floß unter der Wasserfläche verschwindet und vom Fisch fortgezogen wird. Der Karpfen ist nämlich ein äußerst mißtrauischer Geselle, der durchaus nicht eilig im Anbisse ist, sondern auch den verführerischsten Köder lange umschleicht, ihn ins Maul nimmt, um ihn sofort wieder auszuspucken, mit der Schnauze von allen Seiten daran schiebt und stößt, sogar an ihm herumnascht, bevor er ihn endgültig nimmt. Hat er nichts Verdächtiges bemerkt, dann verschluckt er ihn samt der Angel und „geht damit ab", wozu man ihm aber die nötige Zeit lassen muß. Fühlt der Karpfen zu seiner unangenehmen Ueberraschung den stechenden Fremdkörper im Köder, so schießt er kreuz und quer, möglichst in dichtes Kraut hinein und versucht mit aller Kraft, sich zu befreien. Nun entspinnt sich der eigentliche Kampf zwischen Jäger und Wild, in dem häufig genug der Fisch Sieger bleibt. Ruhe, Besonnenheit und Kaltblütigkeit sind auch da wieder die Hauptsache. Noch bevor er sich ergiebt, macht der Karpfen den letzten Versuch zu seiner Rettung durch einen heftigen Schlag, den er mit dem Schweife auf die gespannte Schnur führt, um sie zu sprengen; das ist der sogenannte Karpfenschlag, der den Angler nicht unvorbereitet treffen darf, soll Fisch und Zeug nicht verloren gehen. Man pariert die Attacke am sichersten durch das Reigen der Angelrute über die Schulter nach rückwärts, wodurch ihre Widerstandskraft erhöht wird. Gelandet wird der Karpfen dann, wie jeder andre Fisch, unter üblicher Vorsicht. Wichtig ist das vorherige Auswerfen von Grundköder an jener Stelle, wo man tags darauf zu fischen wünscht.

Brillat-Savarin ist der Erfinder von gastronomischen „Probierschüsseln"; das sind solche „von anerkanntem Geschmacke und so unwiderleglicher Vortrefflichkeit, daß ihr Auftragen allein bei jedem wohlorganisierten Menschen alle Geschmackskräfte in Aufregung bringt, so daß diejenigen, bei denen man in solchem Falle weder den Strahl des Verlangens noch die Verklärung der Seligkeit wahrnimmt", nicht für Gastronomen in höherem Sinne des Wortes gehalten werden können. Nun, unter diesen Schüsseln kommt gleich nach einer ungeheuren Straßburger Gänseleberpastete, die wie ein Festungsturm aussieht, ein „großer Rheinkarpfen à la Chambord, mit reichen Zuthaten schön aufgeputzt", auf den sich die allgemeine Aufmerksamkeit richtet. Alle Unterhaltung bricht ab. Erst nachdem die Teller verteilt sind, sieht man nach und nach „auf allen Gesichtern das Feuer des Verlangens, die Verzückung des Genusses und die vollkommene Ruhe der Glückseligkeit"!

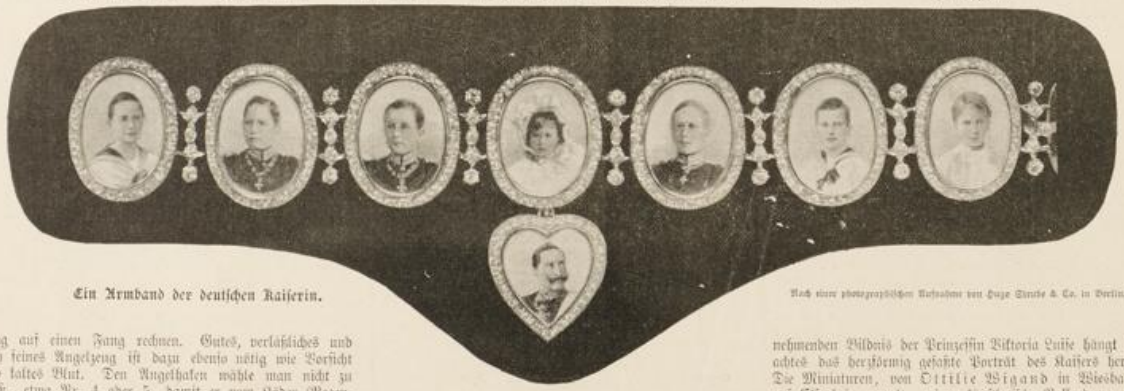
Bernhard Pollini †.

Von einem jähen Tode wurde in der Nacht zum 27. November Hofrat Bernhard Pollini ereilt, der weltbekannte Impresario und Theaterdirektor in Hamburg. Am 16. Dezember 1838 zu Köln geboren, betrat Bernhard Pohl — so lautete sein eigentlicher Name — als Sänger die Bühne, doch bald erkannte er, daß ihm auf diesem Felde keine Erfolge erblühen könnten, und so wurde er Geschäftsführer einer italienischen Operntruppe. Nach einigen Jahren ward er selbst eine solche Truppe an und änderte seinen Namen in „Pollini". Meist hatte er es auf „Sterne" abgesehen und bereitete mit solchen, unter gutem materiellen Erfolge, die halbe Welt. Besondere Ehre legte er mit jener italienischen Oper ein, die er nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges durch die deutschen Großstädte führte, und ebenso blieb ihm das Glück treu, während er die italienische Oper in Petersburg und Moskau leitete. Als 1874 die Pacht des erneuerten Hamburger Stadttheaters ausgeschrieben wurde, fiel unter den zahlreichen Bewerbern die Wahl auf ihn, und sie erwies sich zunächst als durchaus glücklich. In der alten Hansestadt erblühten Schauspiel und besonders die Oper neu, aber bald zeigte sich auch die Kehrseite der Medaille. Gleich seinem Konkurrenten Chéri Maurice, dem Direktor des Hamburger Thaliatheaters, war Pollini ein Talententdecker, und es kam ihm nicht darauf an, ungeheure Summen zu zahlen, wenn er eine vielversprechende Zugkraft zu gewinnen vermeinte. Im Jahre 1876 übernahm er auch das Altonaer Stadttheater, ferner 1894 das Thaliatheater, und so war das ganze Bühnenwesen von Hamburg und Umgegend in seiner Hand vereinigt. Erst jüngst ging durch die Tageszeitungen die Nachricht, Pollini bewerbe sich auch um die Leitung des Kieler Theaters. Für das Hamburger Kunstwesen war diese Monopolisierung auf die Dauer nicht günstig, denn die Bevorzugung der „Stars" und des Virtuosentums beeinträchtigte das ernste künstlerische Streben. Ohne Frage bedeutet das Hinscheiden des rastlosen Bühnenleiters, der erst im vergangenen Sommer mit der Sängerin Bianca Bianchi eine neue Ehe eingegangen war, einen Wendepunkt im Hamburger Kunstleben.

Ein Armband der deutschen Kaiserin.

Das Armband, das die deutsche Kaiserin an ihrem jüngsten Geburtstage von ihrem erlauchten Gemahl zum Geschenk erhielt, besteht aus den aneinandergereihten Miniaturporträts ihrer sieben Sprößlinge; von dem die Mitte einnehmenden Bildnis der Prinzessin Viktoria Luise hängt als achtes das herzförmig gefaßte Porträt des Kaisers herab. Die Miniaturen, von Ottilie Wigand in Wiesbaden auf Elfenbein gemalt, zeigen künstlerische Vollendung und größte Porträtähnlichkeit. Jedes Bildnis ist von einem Kranze feinster Brillanten in abgedeckter Fassung umrahmt, während palmettenartig ausgearbeitete Zwischenteile die Medaillons miteinander verbinden. Trotz seiner reichen Fassung, bei der 253 Brillanten zur Verwendung gelangten, macht das von Hofjuwelier J. H. Werner in Berlin hergestellte Armband den Eindruck vornehmer Einfachheit.

Prinz August Wilhelm. Prinz Adalbert. Prinz Eitel-Fritz. Prinzessin Viktoria Luise. Kronprinz Wilhelm. Prinz Oskar. Prinz Joachim.



Ein Armband der deutschen Kaiserin.

Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Strache & Co. in Berlin.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

№ 12.

Aus Zeit und Leben.

„Bitte anzurufen: Sankt Niklas!"

Weihnachts-Telephon.

Mit Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph Marx in Frankfurt a. M.

„Bitte anzurufen: Sankt Niklas im Weihnachtshimmel!"

„Hier Sankt Niklas! Wer dort?"

„Ach, Herr Sankt Niklas, zwei artige Kinder, die gern hübsche Bücher zu Weihnachten hätten."

„Seid ihr auch wirklich artige und gute Kinder?"

„Sehr artig. Frag nur Papa und Mama!"

„Na, ich werde mit ihnen reden und mich erkundigen, was für euch gut ist . . . Schluß!"

Der brave Niklas erkundigt sich wirklich, ebenso thut er bei den andern artigen Kindern, die sich an ihn wenden, und nachdem er alles genau erfahren hat,

. . . da greift der gute Nikolas
Hinein ins volle Bücherfaß,
Und rechts und links verstreut er dann
Die Bücher von K. Thienemann.

Den Kleinsten giebt er unzerreißbare Bilderbücher, den etwas älteren solche, die sie beim Erlernen der schwierigen Kunst des Lesens unterstützen können, und noch andre, die dem jungen Volke schon nette Histörchen bringen. Wer hörte nicht gerne zu, wenn Cornelie Sauter ihre herzigen Kindergeschichten erzählt, die unter dem Gewande leichter Unterhaltung so goldene Regeln bergen! Beispielsweise die hübsche Geschichte: „Hüte dich vor dem Zorn . . ."

Rrrrr . . . klinglingling . . . Da soll einer sich vor dem Zorn hüten, wenn man alle Augenblicke durch das Telephon gestört wird . . . „Hier Redaktion! Wer dort?"

„Ach, entschuldigen der Herr Redakteur! Ein armer bedrängter Onkel, der seit vierzig Jahren mit keiner Puppe gespielt hat, bittet um gütige Auskunft, was für Bücher er seinen kleinen Nichten schenken soll. Es müssen aber viele Puppen darin vorkommen."

„Na, da kann ich Ihnen zufällig dienen. Kaufen Sie die Bücher von Emma Biller."

„Schiller? Der hat doch keine Kinderbücher . . ."

„Biller! Mit dem weichen B! Die Dame ist die bedeutendste Kennerin des Puppenvolkes und der Puppenseele. ‚Lidas Puppe' entschleiert Ihnen die ganze Lebensgeschichte einer wohlerzogenen Puppe bester Herkunft; Sie können auch Zutritt in eine vornehme ‚Puppenfamilie' erhalten und sogar einen Einblick in das ‚Puppenparadies' gewinnen . . ."

„Kommt auch ein Nußknacker darin vor?"

„Ja, Nußknacker — Schluß!"

Das geht wirklich über die Puppen! Jetzt, kurz vor Weihnachten, wo einem die Arbeit über dem Kopf zusammenschlägt, noch alle halbe Stunde durch den greulichen Klingelgeist aufgeschreckt zu werden . . . Ha, da ist er schon wieder!

„Hier Redaktion. Wer dort zum Himmelsakrament? . . ."

„Ei, Sie sind ja heute recht höflich, Herr Doktor!"

„Tausendmal Verzeihung, Frau Rätin, ich hatte ja keine Ahnung, wem ich die Ehre danke. Bitte nur über mich zu verfügen."

„Nun, Sie sitzen ja an der Quelle. Ich hätte gern etwas recht, recht Hübsches für meine Aelteste. Nicht mehr die reine Backfischlitteratur — darüber ist sie ja hinaus —, sondern schon ein bißchen was fürs Herz, und womöglich mit einem künstlerischen Anhauch. Sie wissen, sie ist musikalisch reich begabt, aber es fehlt der rechte Ansporn."

„O, da ist ein ganz vorzügliches Buch erschienen: ‚Resi', Erzählung von der Gräfin Sophie Wolf-Baudissin. Wenn Fräulein Anna das liest, wird sie gewiß einen neuen Impuls empfinden, und es ist nicht bloß ein Buch fürs Herz, sondern auch fürs Auge, denn zahlreiche Abbildungen begleiten die Heldin auf ihrer Ruhmesbahn . . . Darf ich mich jetzt empfehlen . . ."

„Nein, noch nicht. Sie wissen, ich habe auch jüngere Kinder. Da ist die Meta mit zwölf und der Kurt mit elf Jahren."

„Aber gnädige Frau können doch nichts Besseres thun, als den beiden die neuen Jahrgänge des Deutschen Mädchenbuches und des Deutschen Knabenbuches zu schenken. Unterhaltung, Belehrung, Erzählungen, Gedichte, fesselnde Schilderungen aus verschiedenen Gebieten des Wissens, mancherlei zu Scherz und Spiel, und alles von einer Fülle künstlerisch ausgeführter Abbildungen begleitet — mehr kann man doch nicht verlangen! Außerdem giebt es die prächtigen, überaus reich illustrierten Bücher von H. Malot: ‚Heimatlos' und ‚Daheim', beides Meisterwerke der Jugendlitteratur, speziell für die Knabenwelt den edeln Schützen Wilhelm Tell von Max Barack und den braven alten Robinson nach Campe . . . Sonst nichts? . . . Höflichste Empfehlung . . . Schluß!"

Uff, uff! Fürsorgliche Mütter sind ein Segen fürs eigne Haus, doch manchmal eine Belästigung für andre. Aber Tanten sind auch bedenklich, wie ich gleich erfahren soll . . . Rrrr . . . klinglingling . . .

„Hier Redaktion. Wer dort?"

„Stiftsdame Amanda von Leisegang. Darf ich einen Augenblick stören?"

„Sogar zwei bis drei."

„O bitte, für meine liebe Nichte, die von ihren harten Eltern ganz verkannt wird, hätt' ich gern ein Buch, das sie über die rauhe Prosa des Daseins zu lichteren Höhen hebt . . ."

„Kaufen Sie ihr ‚Das Haustöchterchen' von E. Biller!" puste ich durchs Rohr und meine dabei: Durch dies herzige und gesunde Buch wird die verwöhnte Kleine gewiß auf den Pfad der treuen und gewissenhaften Pflichterfüllung geleitet werden.

Indem ich mich dem süßen Bewußtsein einer guten That überlasse, rasselt es schon wieder in dem unheimlichen Kasten . . . O, diese schlechten Menschen vom Stammtische, die ganz genau wissen, wie schwer man gerade jetzt zu arbeiten hat, und doch das Lüstchen nicht unterdrücken können, einen zu necken!

Da kommt zunächst der würdige Lehmann, der immer so thut, als sei er die Feierlichkeit selbst, während er doch den Schalk „hinter ihm" hat, und er fragt: „Du, der du alles weißt, künde mir, was ich meinem Vierzehnjährigen schenken soll." Und ich antworte: ‚Don Quichotte' mit vier Farbenbildern und fünfunddreißig Textillustrationen." Alsdann klingelt Müller an, der bekannte Müller, der nach dem Bädeker alle Erdteile bereist hat und auf die Frage, wohin er nun mit gesamter Familie seine Schritte lenken soll, die Erwiderung erhält: „Gullivers Reisen in unbekannte Länder."

Hierauf ärgert mich der Oberförster Schwarzkittel, der mit seinem Jägerlatein den Stammtisch fürchterlich anzuräuchern pflegt, und ihm biete ich Trutz mit dem aus allen Ländern und Zeiten gesammelten „Fabelschatz" und „Münchhausens Reisen und Abenteuern". Als die Schalksgesellen gar nicht aufhören, mich anzurufen, entschließ' ich mich kurz: „Geht zum . . . ja, geht zum Buchhändler und kauft euch von ihm die Weihnachtsbücher aus K. Thienemanns Verlag zeigen. Der sorgt für alle — vom gerade entwöhnten Säuglingbis zum reiferen Alter, wo vom Mädchen reift sich stolz der Knabe . . . Schluß!!"

So, die hätt' ich glücklich abgeschlagen und kann mich nun der wohlverdienten Ruhe freuen! . . . Doch mit des Geschickes Mächten kann ein Redakteur nicht fechten — da gellt es schon wieder aus dem greulichen Kasten . . .

„Hier Redaktion. Wer dort?"

„Regelbruder Meyer. Bitte, nennen Sie mir doch ein pikantes, ein recht pikantes Buch, mit dem ich meinen Freund Anton überraschen könnte."

„Margarete von Bennigsens Deutsches Kochbuch! Darin stehen sehr pikante Sachen . . . Schluuuß!"

„Hier St. Niklas! Wer dort?"

Silbenrätsel.

Auf dem hohen Olympp berieten die seligen Götter
Ueber der Menschen Geschick und sprachen gewichtige Worte,
Lauschten dem Donnerer Zeus und der weisen Pallas Athene,
Stritten und zankten sich auch in dem heißen Kampfe der Meinung.
Aber als sie die zwei, die umgekehrte, beendigt,
Ging ein milderer Geist durch die Schar der unsterblichen Götter,
Lachten, Scherzen und eins, um die umgekehrte vermehrt.
Als man das Ganze erblickt, von allen sehnlich erwartet,
Hallten von göttlicher Freude wieder die Höhn des Olympos. B.

Zahlenrätsel.

1, 2, 3, 4, 5, 10, sie geben
Beredtes Zeugnis dir von Gottes Macht,
3, 4, 5, 9, 2, 10, es leben
Viel Tausende von dem, was sie gebracht.
6, 3, 4, 5, ob süß, ob bitter,
Sie bergen sich in einem festen Haus,
7, 8 und 9, der beste Redner,
Er findet ohne sie nicht ein noch aus.
1, 7, 8, 9, an keinem Rande
Erhebt sich eines Königs hohe Stadt,
6, 7, 8, 9 und 10, sie fliegt
Vom Land zu Land durch Wort und Zeitungsblatt.
5, 3 wie 7 und 8, des Keglers Wonne,
Zeigt dir sich hier in voller Deutlichkeit,
Und 1 bis 10, es wird geehrt
So heute noch wie einst in alter Zeit. A. C. C.

Zweisilbige Charade.

Vorteil bringt die Erste keiner Lage
Und der Rede sie die Würde nimmt,
Doch beim Spiele mahnt sie an die Tage
Wie sie frohe Kindheit uns bestimmt.

Was die Zweite birgt vor unsern Blicken,
Ob sie noch so leuchtend hell erscheint,
Kann es zu erforschen jemals glücken
Eh' dem Urquell wir des Lichts vereint?

Nimmer wird das Ganze neu geboren,
Ohne Wiederkehr ist es dahin,
Und damit es nicht für dich verloren,
Zieh aus jedem neuen Tag Gewinn. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 10:

Des Silbenrätsels: Bleibtreu.
Des Namenrätsels:

B r u n h i l d e
G e n o v e f a
M a r g a r e t e
G e r t r u d
A d e l h e i d
F r a n z i s k a
L u d m i l l a
A d e l g u n d e
V a l e n t i n e

Notizblätter.

Kunst.

— Vorzügliches leistet in der farbigen Nachbildung von Gemälden alter Meister die Kunstanstalt Trewitsch & Sohn zu Frankfurt a. O. Seinen früheren Veröffentlichungen läßt der Verlag jetzt vier neue folgen: Die Madonna del Granduca von Raffael (Original Palazzo Pitti in Florenz), Beatrice Cenci von Guido Reni (Palazzo Barberini in Rom), Bildnis der Tochter Raffael Mengs (ebendort) und eine Studie zu dem bekannten Bilde van Dycks, „Die Kinder König Karls I. von England" aus der Accademia di San Luca in Rom nach Professor Canevari. Die Bilder haben die genaue Größe der Originale. Die Trewitsche Anstalt hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, bei der Herstellung der Farbendrucke jedes mechanische Hilfsmittel zu vermeiden; die Platten werden nur in Kreide gezeichnet. Dieser sorgfältigen Ausführung entspricht in vollem Maße die künstlerische Wirkung.

Sport und Spiel.

— Unter den Albums für illustrierte Postkarten nehmen die von C. F. Lücke in Leipzig hergestellten einen hervorragenden Rang ein. Die Karten lassen sich ebenso einfach wie praktisch befestigen und ermöglichen bei der Stärke des Kartons die Benutzung beider Seiten jedes Blattes. Die Einbände sind geschmackvoll, und für den Geldbeutel ist, je nach Umfang und Ausstattung, ein breiter Spielraum gelassen. Die Preisliste, die auf Wunsch kostenlos verschickt wird, verzeichnet vielfig verschiedene Muster. Aehnlich verhält es sich mit den von derselben Firma dargebotenen Briefmarken-Albums, über die man sich ebenfalls aus einem neuen Preisverzeichnis orientieren möge.

Ueber Land und Meer-Photographien
für „Ueber Land und Meer"-Abonnenten.

Bis heute wurden bestellt von 1943 Einsendern 3172 Dutzend in Summa **38064 Stück.**

Wir bitten, die Anzeigen in Nr. 1, 5 und 8 von „Ueber Land und Meer" nachzulesen.

Stuttgart, den 1. Dezember 1897,
Neckarstraße 121/23. abends 6 Uhr.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Zur Beachtung! Um zeitraubende Korrespondenzen zu vermeiden, bitten wir, den Photographien, denen eine Jahreszahl 1892, 1893, 1894, 1895, 1896 oder 1897 aufgedruckt oder eingeprägt ist, die Erklärung seitens des Bestellers beizufügen, daß **das Recht der Vervielfältigung dem Photographen nicht ausdrücklich übertragen wurde.**

Ball-Seide 75 Pfg.
bis **Mk. 18.65** p. Meter — ab meinen eigenen Fabriken —

sowie **schwarze, weisse** u. **farbige Henneberg-Seide** v. 75 Pfg. bis Mk. 18.65 per Meter — in den modernsten Geweben, Farben und Dessins. **An Private porto- und steuerfrei ins Haus!**

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	Ball-Seide	v. 75 Pfge.—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ 13.80—68.50	Seiden-Grenadines	„ Mk. 1.35—11.65
Seiden-Foulards bedruckt	„ 95 Pfge.— 5.85	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95—9.80

per Meter. Seiden-Armires, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Mascovite, Marcellines, gestreifte u. karrierte Seide, seidene Steppdecken- und Fahnenstoffe 2c. 2c. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (K. u. K. Hoflieferant).

Für Kunstfreunde.
Unser neuer, vollständiger, reich illustrierter Katalog für 1898 über Tausende von Photogravüren und Photographien nach hervorragenden Werken klassischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franko zugesandt.
Photographische Gesellschaft, Kunstverlag, Berlin, Stechbahn Nr. 1, am Kaiser Wilhelm-Denkmal.

B. T.?

Unter dieser Abkürzung pflegen die Zeitungen im Allgemeinen das „Berliner Tageblatt" bei Entnahme von Nachrichten aus demselben zu bezeichnen.

Bei einem sorgfältigen Vergleich der Leistungen der deutschen Zeitungen wird man sich bald überzeugen, daß in Bezug auf Reichhaltigkeit und Gediegenheit des gebotenen Inhalts, sowie im Hinblick auf die rasche, zuverlässige Berichterstattung das „Berliner Tageblatt" an erster Stelle steht. Bekanntlich ist das „B. T." durch seine eigenen an allen Weltplätzen, wie **Paris, London, Petersburg, Wien, Rom, Konstantinopel,** sowie an allen größeren Verkehrscentren angestellten Korrespondenten vertreten, die diesem Blatte allein zur Verfügung stehen. Die sorgfältig redigirte, vollständige „Handels-Zeitung" des „B. T." erfreut sich wegen ihrer unparteiischen Haltung in kaufmännischen und industriellen Kreisen eines vorzüglichen Rufes.

Die Abonnenten erhalten täglich eine Morgen- und Abend-Ausgabe, eine besondere Montags-Ausgabe mit der gediegenen Feuilleton-Beilage „Der Zeitgeist", ferner das bunt illustrirte Wigblatt „ULK", das illustrirte belletristische Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", die „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" und schließlich die vortrefflich illustrirte Fachschrift „Technische Rundschau", also fünf besondere höchst werthvolle Zeitschriften.

Großen Beifall finden auch die ausgezeichneten Original-Feuilletons aus allen Gebieten der Wissenschaft und schönen Künste, sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere die vorzüglichen Romane und Novellen erster Autoren, welche im täglichen Roman-Feuilleton des „B. T." erscheinen, so im nächsten Quartal der neueste Roman des gefeierten dramatischen Dichters und Schriftstellers **Adolf Wilbrandt:** „Die glückliche Frau", sodann der neue fesselnde Roman der beliebten Erzählerin **E. Vely:** „Vornehm". Die hochinteressanten Reiseberichte des bekannten kühnen Forschungsreisenden **Eugen Wolf** werden auch im nächsten Quartal fortgesetzt.

Das „B. T." läßt ausführliche Parlamentsberichte in einer besonderen Ausgabe, welche noch mit den Nachtzügen versandt wird, am Morgen des nächstfolgenden Tages seinen Abonnenten zugehen.

Alle diese Vorzüge haben dem „B. T." den Ruf eines Weltblattes verschafft und seine universelle Verbreitung bewirkt, nicht allein in Deutschland, sondern in der ganzen gebildeten Welt, selbst in den entferntesten Ländern. Wo überhaupt im Ausland deutsche Zeitungen gehalten werden, da begegnet man sicherlich in erster Reihe dem „B. T.".

Ein vierteljährliches Abonnement des „B. T." kostet 5 Mk. 25 Pfg. bei allen Postämtern. Annoncen finden im „B. T.", namentlich in gebildeten und besser situirten Kreisen, die erfolgreichste Verbreitung.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.
Gegen Blutarmut!
In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.
München, den 10. Juli 1884.
Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,5 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandtheilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).
Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders
Ludwigs-Apotheke zu München.
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, ½ Fl. 1 M. 60.

ROWLANDS' MACASSAR OIL
ERHÄLT UND VERSCHÖNERT DIE KOPFHAARE,

beugt der Glatze vor, vernichtet die Schuppen u. bildet das beste aller Brillantine. Es schützt gegen Haarverlust u. Grauwerden u. ist das beste aller Kopfhaar-Toilettemittel für Damen u. Kinder. Ebenfalls in Goldfarbe erhältlich.

ROWLANDS' ODONTO
MACHT die ZÄHNE BLENDEND WEISS und BEUGT DEM HOHLWERDEN DERSELBEN VOR.
Es stärkt das Zahnfleisch u. erfrischt den Athem.
Man verlange in allen Apotheken u. Parfümeriegeschäften **ROWLANDS'** Artikel, 20, Hatton Garden, **London** & nehme sich vor Nachahmungen in Acht.

Locarno **Gd. Hôtel Locarno**
am Lago Maggiore,
Kopfstation der Gotthardbahn. Direkte Wagenverbindungen.
Privatdampfer und -Wagen.

Elektr. Licht u. Centralheizung in allen Räumen.
Das **vollendetste Etablissement** für den **Winteraufenthalt** im **prächtigsten Winterklima Europas,**
von allen ärztlichen Autoritäten und speziell vom Kgl. Bayr. Medizinal-Rat Professor Dr. Martin proklamiert
die vorzüglichste u. dabei allernächste Winter- u. Vorfrühlingsstation.
Deutsche u. engl. Kirche, deutsch. u. engl. Arzt. Prospekt u. Medic.-Rat Martins Beschreibung gratis durch **Balli,** Besitzer.

Cotillon- und **Carneval-Artikel.** Grösste Auswahl
Prachtvolle Neuheiten.
Man verlange Cotillon-Catalog!
E. Neumann & Co., Dresden-N.
Masken-Costüme. Man verlange Costüm-Catalog!